Quelle: Aspalter, Christian/Müller-Funk, Wolfgang/Saurer, Edith/Schmidt-Dengler, Wendelin/Tantner, Anton (Hrsg): Paradoxien der Romantik. Gesellschaft, Kultur und Wissenschaft in Wien im frühen 19. Jahrhundert. Wien: Wiener Universitätsverlag, 2006.

Ironieverlust und verleugnete Rezeption: Kontroversen um Romantik in Wiener Zeitschriften

Christian Aspalter/Anton Tantner

Anstatt einer neuerlichen Einleitung: Weiße Wölfe

Weiße Wölfe. Diese und der Kampf gegen diese Kreaturen sind Thema eines kurzen Textes, der im Jahr 1808 – in dem Jahr, in dem August Wilhelm und Friedrich Schlegel in Wien ankamen – in einer Zeitschrift namens „Vaterländische Blätter" publiziert wurde. Dieses halboffizielle Blatt erschien in Wien, war eben erst gegründet worden und wurde durch die österreichische Regierung finanziert. Tenor des Artikels ist folgender:

Die ausländischen Zeitungen verbreiten Lügen über Österreich, doch die Schuld daran liegt nicht nur beim Ausland allein, die Unwahrheit entspringt dem Herzen des Kaiserstaates selbst: Die Metropole Wien ist von einem „Heer von Lügen" durchzogen, tausend Zungen sind hier allzeit bereit, „Nachrichten von erschlagenen Menschen, von ermordeten ganzen Familien, von Raub und Plünderung" ungeprüft weiter zu verbreiten. Und diese Lügen bleiben nicht in den Mauern der Stadt, posttäglich, das heißt jeden Tag, an dem die Post von Wien abfährt, werden sie in Paketen den „Freunden, Clienten, oder Patronen im Auslande oder in den Provinzen" zugestellt.[1]

Das Auftauchen weißer Wölfe ist eine der Lügen, die in den ausländischen Zeitungen gelesen werden kann: Die „Augsburger Zeitung" – sie erscheint in

1 J-s.: Bemerkungen über Zeitungsartikel des Auslandes und Tagesgerüchte in Wien. In: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, 20./23. Dezember 1808, Nr. 65/66, S. 457 f. Zu den „Vaterländischen Blättern": Wagner, Karl: Die Wiener Zeitungen und Zeitschriften der Jahre 1808 und 1809. In: Archiv für Österreichische Geschichte 104 (1915) S. 197–401, hier S. 236–241; zu Gerüchten u. a. das Themenheft „Politik des Gerüchts" der Zeitschrift Werkstattgeschichte Nr. 15, 5 (1996) sowie Kapferer, Jean-Noël: Gerüchte. Das älteste Massenmedium der Welt. Leipzig 1996 (Paris 1990).

Bayern, in einem Land, das damals aufgrund seiner pronapoleonischen Regierung den österreichischen Politikern suspekt ist – berichtet in einer ihrer Ausgaben, dass in Oberösterreich während einer Jagd fünf weiße Wölfe gesehen wurden.[2]

Andere Zeitungen berichten daraufhin ebenfalls von der Erscheinung der furchterregenden Bestien. Danach allerdings wird der Wahrheitsgehalt dieser Nachricht überprüft. Das Ergebnis der Untersuchung ist eindeutig: Die „Vaterländischen Blätter" müssen feststellen, dass alles ein Scherz war, der in Österreich erfunden wurde. Die weißen Wölfe sind nur Chimären, die fremde Zeitungen heimsuchen und dabei Österreichs Ansehen schädigen.[3] Die weißen Wölfe schädigen dieses Ansehen, weil sie für Rückständigkeit stehen. Wölfe werden zu diesem Zeitpunkt in der Monarchie ausgerottet, sie existieren im Zentrum des Kaiserstaats nicht mehr und selbst an der Peripherie, an den Grenzen im fernen Osten und Süden wurde mit dem Kampf gegen die Wölfe schon begonnen, wie in derselben Zeitschrift ein paar Monate zuvor berichtet wurde.[4]

Die Autoren dieser Zeitschrift sind zumeist Anhänger der Spätaufklärung; sie wollen diese Symbole einer dunklen Vergangenheit los werden und kämpfen gegen dieses Fremdbild von Österreich als einem altmodischem Land. Zu betonen ist, dass es nur 30 Jahre zuvor, während der Regierung von Joseph II., auch ein alternatives Image der österreichischen Monarchie gab: Gemäß diesem Bild war die Monarchie ein aufgeklärter Staat, in dem dank der Refor-

2 Die entsprechende Notiz in der „Augsburger Zeitung" lautete: „Wien, 16 Nov. Heute wurde der Curs auf Augsburg zu 223 notirt. Folgende Häuser haben in den letzten Tagen ihre Zahlungen eingestellt: Bogdan Curtowich, Planckenstern, Schinner, und Klinger, Carner und Welsern. Der Preis der Baumwolle fällt noch immer, weil jeder, der Vorräthe hat, sie abzusezen eilt, bevor die Preise noch tiefer gehen. – Bei einem am 26. Okt. unweit Aistersheim in Oberösterreich gehaltenen Treibjagen kamen auf einmal fünf weisse Wölfe zum Vorschein, die aber alle, ohne zum Schuß zu kommen, durchbrachen. Gedachte Herrschaft gehört dem General Grafen von Hohenfeld." In: [Augsburger] Allgemeine Zeitung, 23. November 1808, Nr. 328, S. 1312.

3 J-s., Bemerkungen, S. 457 f.

4 Versuche, in den Militär-Gränzen die Wölfe durch Vergiftung auszurotten. In: Vaterländische Blätter, 25. Oktober 1808, Nr. 49, S. 376 f.; s. a.: Über die Vertilgung der Wölfe in den k. k. Militär-Gränz-Provinzen. In: Ebd., 20. August 1817, Nr. 67, S. 276. Zur Bedeutung des Wolfs siehe u. a.: Rheinheimer, Martin: Wolf und Werwolfglaube. Die Ausrottung der Wölfe in Schleswig-Holstein. In: Historische Anthropologie 2 (1994) S. 399–422; Scheutz, Martin: Bettler – Werwolf – Galeerensträfling. Die Lungauer Werwölfe des Jahres 1717/18 und ihr Prozess. In: Salzburg Archiv 27 (2001) S. 221–268.

men des Kaisers die Utopien der Aufklärung verwirklicht schienen.[5] Nun, in den Jahren um 1810, hat sich die Situation dramatisch verändert: Es ist nun gerade das Image von Österreich als katholischer Großmacht, als Feudalstaat mit intakten, von der Revolution unerschütterten sozialen Beziehungen, das Österreich für die deutschen Romantiker attraktiv macht.[6] Sie beginnen, nach Wien zu ziehen, in die Metropole jenes „einzige[n] Staat[es] in der Welt", dem sie sich „mit voller Neigung anschließen" können[7], und stoßen dort auf Schriftsteller und Bürokraten, die die aufklärerischen Reformen verteidigen und dem „poetischen Schwulste der Schlegelschen Schule" mit entschiedener Ablehnung entgegentreten.[8] Für das konterrevolutionäre Wunschbild der ein- und durchreisenden Romantiker hegen sie keine Sympathien; der Konflikt zwischen diesen beiden Gruppen scheint vorprogrammiert gewesen zu sein.

1. Ein Gedränge an der Kirchtüre: Annäherungen und Abwendungen

Diese nachdrückliche Annäherung der protestantischen Romantik in ihren „Krisenjahren"[9] an das katholische Wien ist zumindest auf zwei Ebenen zu beobachten. Zum einen in den literarischen Texten der Romantiker (als Beispiele können hier zwei Texte Joseph von Eichendorffs angeführt werden: sein Roman „Ahnung und Gegenwart" und seine populäre Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts"), zum anderen in einer – brieflich sehr gut dokumentierten – faktischen Reise- und Zuzugsbewegung, in der Wien ab der Jahrhundertwende und dann vor allem ab 1808 zum Fluchtpunkt u. a. so namhafter Romantiker wie August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Adam Müller oder Joseph von Eichendorff wird.[10]

---

5 Grečenková, Martina: Le rôle de l'anecdote. Les anecdotes françaises sur l'empereur Joseph II et la formation de l'opinion publique dans le Paris des Lumières. In: Historica 5–6 (1998–1999) S. 27–72.

6 Allgemein zur politischen Situation: Rumpler, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (= Österreichische Geschichte 1804–1914) Wien 1997, S. 17–153; als weitere zusammenfassende Darstellung mit geistesgeschichtlicher Ausrichtung: Winter, Eduard: Romantismus, Restauration und Frühliberalismus im österreichischen Vormärz. Wien 1968.

7 So Friedrich Schlegel in einem Brief an August Wilhelm Schlegel, Köln 29. März 1808. In: Körner, Josef (Hrsg.): Krisenjahre der Frühromantik. Briefe aus dem Schlegelkreis. 3 Bände. Brünn/Wien/Leipzig 1936, 1937 sowie Bern 1958, hier Bd. 1, S. 526–529.

8 Annalen der Literatur des Österreichischen Kaiserthumes, November 1809, S. 204.

9 Vgl. den gleichnamigen Titel der oben zitierten Briefedition von Josef Körner.

10 Für Wien als Fluchtpunkt der deutschen Romantik bzw. allgemeiner als prekärer Ort für die Rezeption des deutschen Idealismus vor allem in Hinblick auf Literatur- und Geistesgeschichte liegen einige grundlegende und umfassende Studien vor. Zur neueren Forschung vgl. die Überblicksdarstellungen von Bauer, Roger: Der Idealismus und seine Gegner in Ös-

1.1. Nach W. – sehr euphorisch (Taugenichts und Friedrich)

Gut bekannt dürfte jene frühe Textstelle aus Joseph von Eichendorffs populärster Erzählung „Aus dem Leben eines Taugenichts" sein, in welcher der Held von der älteren der beiden charmanten Damen in der Kutsche nach dem Ziel seiner Wanderung gefragt wird.[11]

Die Frage nach seinem Weg versetzt ihn durch die Plötzlichkeit und Selbstverständlichkeit, mit der sie gestellt wird, in nicht geringe Verlegenheit:

„Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: ‚Nach W.'"[12]

Der selbstverständlichsten aller Fragen an den Reisenden („Wohin geht die Reise?") folgt 1826 (Datum der Ersterscheinung der Erzählung) sogleich die scheinbar selbstverständlichste aller Antworten („Nach W." = nach Wien – seit der Ausgabe von 1841 wird die Stadt eindeutig als Wien identifiziert).

---

terreich. Heidelberg 1966. Ders.: Die Welt als Reich Gottes. Grundlagen und Wandlungen einer österreichischen Lebensform. Wien 1974. Sengle, Friedrich: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848. Seidler, Herbert: Österreichischer Vormärz und Goethezeit. Wien 1982. Zeman, Herbert: Die Österreichische Literatur. Bd. 2: Ihr Profil an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert (1750–1830). Graz 1979. Nicht vergessen werden dürfen zwei eine gute Zusammenfassung bietende Aufsätze, vgl. Adel, Kurt: Die Bedeutung der romantischen Dichtung für die österreichische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 3.F./11Bd. (1974) S. 121–154. Kriegleder, Wynfrid: Romantik in Wien. In: Zeman, Herbert (Hrsg.): Literaturgeschichte Österreichs. Graz 1996, S. 361–375. Auch in den mittlerweile in die Jahre gekommenen und ideologisch ganz bestimmt nicht immer opportunen Literaturgeschichten findet sich aufgrund ihrer zeitlichen Nähe zur und ihrem massiven ideologischen Interesse an der Romantik der eine oder andere interessante Hinweis; vor allem in Hinblick auf längst vergessene Literaten und andere schriftliche Quellen. Vgl. Nagl, Johann Willibald/Zeidler, Jakob/Castle, Eduard (Hrsg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Wien 1914.

11 Zur Erinnerung: Taugenichts wurde soeben aus der väterlichen Mühle geworfen – d. h. vom väterlichen Besitz abgetrennt und aus den sicheren traditionellen patriarchalen Strukturen entlassen. Ihm jedoch kommt die Sache ganz gelegen, kann er doch nun endlich zusammen mit seinem geliebten Musikinstrument – einer „Geige" – seine lang ersehnte Reise „in die weite Welt" antreten. Vgl. Eichendorff, Joseph von: Aus dem Leben eines Taugenichts; Sämtliche Werke – Historisch-kritische Ausgabe. Begr. v. Wilhelm Kosch und August Sauer. Hrsg. von Karl Konrad Polheim. Bd. V/1. Tübingen 1998, S. 85 f.
Zu Eichendorffs bekanntester Erzählung allgemein vgl. z. B. Polheim, Karl: Text und Textgeschichte des „Taugenichts": Eichendorffs Novelle von der Entstehung bis zum Ende der Schutzfrist. Tübingen [o.J.]. Poppe, Reiner: Erläuterungen zu Joseph von Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts (= Königs Erläuterungen und Materialien 215) Hollfeld 1997.

12 Eichendorff, Taugenichts, S. 87.

Gewiss, wir befinden uns auf literarischem Terrain, und gerade bei einem Autor wie Eichendorff – „the Anti-Realist“[13] – sollte man vorsichtig sein, wenn man Aussagen fiktionaler Texte als bare Münze der Realität nimmt, auch wenn am Schluss der „Taugenichts-Story“ die „Donau rauscht“ und alles „gut wird“.[14] Dass die Stadt Wien jedoch in Eichendorffs Leben und Werk einen herausragenden Platz einnimmt, ist in der Eichendorff-Forschung längst unumstritten. Schließlich war Eichendorff in den Jahren von 1810 bis 1847 ganze sechs Mal für kürzere oder längere Zeit in Wien, wobei zweifellos seinem Studienaufenthalt von 1810–1813 die größte Bedeutung zukommt.[15] Doch bleiben wir vorerst noch bei der Literatur.

Eichendorff hat eine weitere bekannte Annäherung an die „Residenzstadt“ beschrieben, diesmal keine unbewusste, sondern eine geplante, reflektierte. Diesmal handelt es sich auch um keinen geigespielenden Taugenichts. Der Reisende ist jung, adelig und Studienabgänger. Er befindet sich auf einem Schiff donauabwärts. Selbstverständlich weisen alle Zeichen der Natur den hoffnungsvollen „Aufbruch“:

„Die Sonne war eben prächtig aufgegangen, da fuhr ein Schiff zwischen den grünen Bergen und Wäldern auf der Donau herunter.“[16]

Doch auch die Zeichen der Bedrohung sind nicht zu übersehen:

---

13 Vgl. dazu den noch unveröffentlichten Vortrag von Michel Perraudin, gehalten während der Konferenz „Counterimages. Romantic Discoveries of Intellectual Landscapes“ im Mai 2001 in London: „‚Poesie [ist] keine Trivialschule der Realien.‘ Eichendorff the Anti-Realist.“

14 Eichendorff, Taugenichts, S. 197.

15 Vgl. Mühlher, Robert: Eichendorff in Wien. In: Aurora. Jahrbuch der Eichendorff Gesellschaft 41 (1981) S. 55–74.

16 Eichendorff, Joseph von: Ahnung und Gegenwart; Sämtliche Werke – Historisch-kritische Ausgabe. Begr. v. Wilhelm Kosch und August Sauer. Hrsg. von Christiane Briegleb u. Clemens Rauschenberg. Bd. III. Stuttgart/Berlin [u. a.] 1984 , S. 3.
Zu besagtem Roman gibt es eine ganze Reihe an Abhandlungen. Vgl. exemplarisch dazu Schulz, Gerhard: Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration. Bd. 2: Das Zeitalter der Napoleonischen Kriege und der Restauration. München 1989, S. 487–492. Schwarz, Egon: Joseph von Eichendorff: Ahnung und Gegenwart (1815). In: Lützeler, Paul Michael (Hrsg.): Romane und Erzählungen der deutschen Romantik. Stuttgart 1981, S. 302–324. Hoffmeister, Gerhart: Nachwort. In: Eichendorff, Ahnung und Gegenwart, Stuttgart 1984, S. 383–403. Beste, Gisela: Bedrohliche Zeiten. Literarische Gestaltung von Zeitwahrnehmung und Zeiterfahrung zwischen 1810 und 1830 in Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart“ und Mörikes „Maler Nolten“. Würzburg 1993.

„Wer von Regensburg auf der Donau hinabgefahren ist, der kennt die herrliche Stelle, welche der Wirbel genannt wird. Hohe Bergschluften umgeben den wunderbaren Ort. In der Mitte des Stromes steht ein seltsam geformter Fels, von dem ein hohes Kreuz trost- und friedenreich in den Sturz und Streit der empörten Wogen hinabschaut. Kein Mensch ist hier zu sehen, kein Vogel singt, nur der Wald von den Bergen und der furchtbare Kreis, der alles Leben in seinen unergründlichen Schlund hinabzieht, rauschen hier seit Jahrhunderten gleichförmig fort. Der Mund des Wirbels öffnet sich von Zeit zu Zeit dunkelblickend, wie das Auge des Todes. Der Mensch fühlt sich auf einmal verlassen in der Gewalt des feindseligen, unbekannten Elements, und das Kreuz auf dem Felsen tritt hier in seiner heiligsten und größten Bedeutung hervor."[17]

Wir wissen nur allzu gut, dass der Plot in der romantischen Literatur noch alles einlöste, was die Metaphorik der Landschaft versprach.[18] Und folgt man als Leser folgerichtig nun auch dem Verlauf der Handlung, dann lässt sich in einer symbolischen Interpretationslinie der rettungsverheißende kreuztragende Felsen ohne Umstände zunächst einmal als die katholische Hauptstadt im verschlingenden Strom des Zeitgeschehens lesen, in dem der Held seinen angestammten Platz in der Welt zu finden erhofft; nicht ohne den (Um-)Weg ständig gefährdeter und gefährdender Liebesbeziehungen.[19] Als er zum ersten Mal Wiener Boden betritt, ist dort Maskenball (bereits die ersten Zeichen in Bezug auf die Stadt sind also Menetekel der Lüge). Deshalb findet er auch anstatt seiner großen Liebe nur das Dienstmädchen vor – Rosa ist offensichtlich in Balllaune. Und so kommt es, dass der verderbliche Wasserstrudel, zunächst einmal nicht als historische „Gegenwart" die Bühne betritt, sondern als etwas

17 Eichendorff, Ahnung und Gegenwart, S. 4.

18 Vgl. zum Komplex der Raumkonzeption bei Eichendorff Alewyn, Richard: Eine Landschaft Eichendorffs. In: Stöcklein, Paul (Hrsg.): Eichendorff Heute. Darmstadt 1966, S. 19–43 sowie Seidlin, Oskar: Eichendorffs symbolische Landschaft. In: Stöcklein, Paul (Hrsg.): Eichendorff Heute. Darmstadt 1966, S. 218–241; außerdem thematisch im Vergleich zu Stifter die publizierte Dissertation von Kersten, Johannes: Eichendorff und Stifter. Vom offenen zum geschlossenen Raum. Paderborn/Wien [u. a.] 1996.

19 Zur Parallellektüre von Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart" als Auseinandersetzung mit Johann Wolfgang Goethes „Wilhelm Meister" vgl. Hoffmeister, Gerhart: Der romantische Roman. In: Schanze, Helmut (Hrsg.): Romantik-Handbuch. Stuttgart 1994, S. 207–240, hier 227 f. sowie Jacobs, Jürgen: Wilhelm Meister und seine Brüder. Untersuchungen zum deutschen Bildungsroman. München 1972; aber auch Hoffmeister, Gerhart (Hg.): Mignon und ihre Schwestern. Bern/New York 1993.

Allgemeines und damit Entzeitlichtes, als diabolisch verführerische Prinzessin Romana. Von da aus erscheint die neuerliche Ankunft im hic et nunc der Residenz als gelungene Flucht aus dem Hörselberg. Ich möchte nur ganz kurz an die klare Winterluftmetaphorik dieser zweiten Ankunft in der „Residenz" erinnern, die im krassesten Gegensatz zur voyeuristischen Entkleidungsszene von Gräfin Romana kurz zuvor in ihren Schlafgemächern steht.

„In der Residenz zog der Winter prächtig ein mit Schellengeklingel, frischen Mädchengesichtern, die vom Lande flüchteten, mit Bällen, Opern und Konzerten, wie eine lustige Hochzeit."[20]

Schließlich jedoch wird es die Stadt selbst sein, der es im Roman „Ahnung und Gegenwart" (Erstdruck 1815 in Abwesenheit Eichendorffs durch Fouqué besorgt, mit zahlreichen Eingriffen durch Dorothea Schlegel, die Entstehungszeit dieses Romans fällt also in Eichendorffs Studienzeit in Wien) zu entkommen gilt, einem Ort schlimmsten Truges und korrupter Vergesellschaftung.[21]

Zuletzt also (nachdem Friedrich auch die Gegenwart des Krieges hinter sich gelassen hat) werden wir den Helden im Klostergarten finden, in das trügerische Treiben da draußen hinausblickend, und die Sonne im letzten Satz des Romans wird erneut – nur diesmal frei von störenden technischen oder metaphorischen Nebengeräuschen – „prächtig"[22] aufgehen.

---

20 Eichendorff, Ahnung und Gegenwart, S. 176.

21 NB: Was im Übrigen auch ein traditionelles und beliebtes Thema des Volksstückes und der satirisch aufklärerischen Schriftstellerei des Post-Josephinismus in Wien gleichermaßen ist. Man denke etwa an die „Eipeldauerbriefe" (hrsg. v. Josef Richter – und die Bühnenwerke von Ferdinand Eberl oder Franz von Heufeld) – von da aus ließe sich sogar nach dem kritisch-aufklärerischen Anteil der narrativen Struktur dieses katholisierenden und freiheitskämpferischen Romans fragen.
Zu den „Eipeldauerbriefen" Josef Richters vgl. die Einleitung zur gleichnamigen Ausgabe von Eugen von Paunel. Allgemein dazu auch Seidler, Vormärz, S. 122 f. Zu Franz von Heufeld vgl. Rogan, Walter: Franz von Heufeld. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiener Sittenkomödie und des Wiener Burgtheaters. masch. Dissertation Universität Wien 1932. Und zu Ferdinand Eberl als Bearbeiter der „Eipeldauerbriefe" für die Bühne des Josefstädter Theaters vgl. Rommel, Otto: Alt-Wiener Volkskomödie. Ihre Geschichte vom barocken Welttheater bis zum Tode Nestroys. Wien 1952, S. 439–485, hier bes. 449–451. Der Autor führt außerdem im gleichen Kapitel aufschlussreiche Zusammenhänge von Richters „Eipeldauerbriefen" mit weiteren Autoren, wie Adolf Bäuerle, Franz Xaver Karl Gewey, Franz von Heufeld, Emanuel Schikaneder und Ferdinand Kringsteiner aus.

22 Eichendorff, Ahnung und Gegenwart, S. 335.

1.2. Nach Wien – ganz prosaisch (wieder Friedrich, außerdem E. T. A. und Heinrich)

Wenn wir die narrative Ebene der literarischen Annäherungen an und Fluchten aus Wien verlassen, so können wir ganz leidenschaftslos feststellen, dass Wien schon sehr früh von Exponenten und Sympathisanten der „Neuen Schule" als Ort großer Wirkungsmöglichkeiten wahrgenommen wurde. Darunter etwa Friedrich Gentz, Adam Müller und der Historiker Johannes von Müller, die schon ab 1800 ihre Fühler nach Wien ausstreckten.[23]

Doch auch Friedrich Schlegel fühlt sich offensichtlich schon in der Schweiz, auf dem Schlösschen von Madame de Stael in Coppet, also bereits 1804 – in einer Zeit, in der er seinem Bruder gegenüber noch brieflich äußert, dass er sich mit Plänen trage, „allem Ehrgeiz (nebst einem Teil der Gelehrsamkeit) für immer zu entsagen"[24] und sich in einem „kleinen katholischen Ort der Deutschen Schweiz, etwa in Lucern niederzulassen"[25] –, sehr zu diesen bedauernswerten Österreichern (wie er sie zwei Jahre später anlässlich des ungünstigen Kriegsgeschehens bezeichnet) hingezogen. Benjamin Constant notierte schon im Herbst dieses Jahres, bei der ersten Begegnung mit Friedrich in Coppet:

„Le pays qu'il prefère en Allemagne, c'est Vienne."[26]

Wir wissen aber auch, dass es noch bis Ende Mai, Anfang Juni 1808, bis nach der denkwürdigen und sehr gut besuchten Vorlesung von August Wilhelm Schlegel über dramatische Kunst und Literatur im März/April 1808 im Jahn'schen Saal in der Himmelpfortgasse[27] und einem persönlichen Vorsprechen von diesem beim österreichischen Kaiser Franz I. am 8. Mai dauern wird, bis Friedrich an seinem bevorzugten Aufenthaltsort tatsächlich auch an-

23 Vgl. Rumpler, Chance für Mitteleuropa, bes. S. 69–104 und (für die weitere Entwicklung der persönlichen Netzwerke aus der Perspektive des Historikers) S. 200–214.
24 Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Paris 2.12.1804. In: Körner, Krisenjahre, Bd. 1, S. 175–178, hier 176.
25 Ebd., S. 176.
26 Ebd., Bd. 3, S. 151.
27 Vgl. dazu Seidler, Vormärz und Goethezeit, S. 177–135.

gekommen sein wird.[28] Vorwand seines Auftrittes in Wien war die Recherche zu einem Drama über Karl V.[29]

Zuvor hatte er auf seiner Reise, die ihn über Köln nach Weimar geführt hatte, noch einiges in den Heidelberger Jahrbüchern rezensiert, darunter „Goethes Werke, erster bis vierter Band", und diesen persönlich daselbst auch getroffen.[30] Goethe, der vor allem über Friedrich Schlegels Konversion nicht glücklich gewesen war, kommentierte dessen Wienprojekt angesichts der tatsächlichen dortigen Verhältnisse in einem Brief an Carl Friedrich von Reinhard vom 22. Juni 1808 skeptisch bis argwöhnisch:

„Man schreibt mir von Wien, daß er dahin kommen werde. Ich wünsche, daß er dort einigen zeitlichen Vortheil finden möge. Übrigens ist in den österreichischen Staaten jetzt ein Proselyt wenig geachtet. Die Verstandesgährung, welche Joseph der Zweyte hervorgebracht, wirkt noch immer im Stillen fort. Sich dem Protestantismus zu nähern ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß wenn man sich auf die protestantisch poetische Weise über die katholische Religion und Mythologie ausdrücken will, man sich lächerlich, ja in gewissen Sinne verhaßt machen kann. Und so giebt es denn, wie bey großen Festen, ein Gedräng an der Kirchthüre, wo die einen hinein und die andern hinaus wollen."[31]

Die Erwartungen, die man an die Residenz geknüpft hatte, waren gleich die des anderen Friedrichs, jenes aus „Ahnung und Gegenwart", bei allen romantischen Migranten, die sich mit Wienplänen trugen, enorm. Da war vor allem die hehre Hoffnung, Napoleon samt den unheilvollen Errungenschaften der Französischen Revolution mit dem Österreichischen Kaiserreich etwas Ebenbürtiges entgegensetzen zu können und so von hier aus das „restliche Deutschland" unter diesem Vorzeichen wieder zu einen, war doch Österreich „der einzige Staat, dem es um Erhaltung des Guten und des Alten einigerma-

28 Brief Rudolf Graf Wrbna-Freudenthals an August Wilhelm Schlegel, Wien 6.5.1808. In: Körner, Krisenjahre, Bd. 1, S. 541; vgl. auch Schüber, Wiltraut: August Wilhelm Schlegels Wiener Aufenthalte. Dissertation Universität Wien 1944, S. 63–65.

29 Ventilierung des Karl V.-Projekts u. a. in Brief Friedrich Schlegels an Schleiermacher, Dresden 9.6.1808. In: Körner, Josef (Hrsg.): Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Berlin 1926, S. 491.

30 Vgl. Behler, Ernst: Friedrich Schlegel. Reinbek bei Hamburg 1966. S. 108.

31 Brief Goethes an C. F. v. Reinhard, Karlsbad 22.6.1808. In: Goethe, Johann Wolfgang von: Werke; Sophienausgabe. Abt.IV, Bd. 20. Weimar 1896, S. 92–96, hier 93.

ßen zu thun war“[32], wie Friedrich Schlegel es in einem Brief vom 1. 1. 1806 an August Willhelm Schlegel formuliert.[33] Daneben gab es aber auch ganz irdische Hoffnungen, die sich an Wien geknüpft hatten; etwa den eigenen Geldbeutel zu sanieren, indem man entweder literarisch oder intellektuell Karriere machte und/oder sich so Zugang zu den einflussreichen Kreisen verschaffte, von denen dann wiederum mehr zu hoffen war (und vielen Romantikern ist das mit Einschränkungen ja auch gelungen, z. B. August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Adam Müller, Zacharias Werner). E. T. A. Hoffmann formulierte es am kürzesten und treffendsten, nachdem ihm Moritz Itzig ein wohlwollendes Empfehlungsschreiben an seine „vielgeltenden und dortigen Verwandten“[34] [gemeint sind die Familien Arnstein-Pereira und Eskeles] im Frühjahr 1807 zugesteckt und ihm den Rat gegeben hatte, das besetzte Berlin zu verlassen und sich im „kunstsinnigen Wien“[35] niederzulassen:

„Bin ich nur erst in Wien, so habe ich den guten Glauben, daß vorzüglich bei den so sehr kräftigen Empfehlungen es mir nicht fehlschlagen wird, meinen Künstlerruf zu begründen […].“[36]

E. T. A. Hoffmann kam nie nach Wien, denn das Geld zu seiner Reise dorthin war leider nicht aufzutreiben.[37]

Der Unglücklichste unter allen Wiensehnsüchtigen muss wohl Heinrich von Kleist gewesen sein, dessen schiffbruchartig verunglückten Wienpläne mitunter sogar als eine der Hauptursachen seiner „nervösen Exaltationen“[38] angesehen werden, die letztendlich sein tragisches Ende bedeuteten. Anstatt der Verwirklichung seiner Absicht, von Wien aus, dem deutschen Volk etwa mit Werken wie der „Hermannsschlacht“ als Speerspitze gegen Napoleon zu

32 Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Köln 1.1.1806. In: Körner, Krisenjahre, Bd. 1, S. 268–271, hier 270 f.
33 Vgl. auch Schlegel, Friedrich: Signatur des Zeitalters. In: Ders.: Studien zur Geschichte und Politik; Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe (= KFSA). Hrsg. von Ernst Behler. Bd. 7. München [u. a.] 1966, S. 483–596.
34 Klessmann, Eckart: E.T.A. Hoffmann oder die Tiefe zwischen Stern und Erde. Frankfurt am Main 1995, S. 124.
35 Ebd., S. 124.
36 Ebd., S. 124 f.
37 Ebd., S. 125.
38 Hohoff, Curt: Heinrich von Kleist. Reinbek bei Hamburg [32]1999, S. 99.

dienen[39], wurde Kleist zunächst gleich einmal zur Feststellung der Identität polizeilich in Verwahrung genommen, als er am 25. Mai 1809 das Schlachtfeld zu Aspern betrat. Und nicht einmal die überdeutlichen antifranzösischen Propagandagedichte, die er bei sich trug und die er auch sofort zu seiner Verteidigung vorgetragen haben soll, konnten ihm vorerst helfen.[40]

Wie auch immer, ab 1808 ist zweifellos ein forcierter Zuzug von Exponenten der „Neuen Schule" nach Wien zu beobachten.[41]

1.3. „Eine romantische Seele": Friedrich Schlegels Hommage an den Herzog von Alba

Die Recherche zum geplanten Drama über den habsburgischen Kaiser Karl V., mit der August Wilhelm Schlegel die beabsichtigte Wienreise seines Bruders in der Audienz Kaiser Franz I. gegenüber begründete, diente Friedrich Schlegel nur als Vorwand, sich längerfristig in der Habsburgermonarchie etablieren zu können: Jede Stelle würde er in Österreich annehmen, schrieb er seinem Bruder, „wenn es nur ausführbar und möglich wäre".[42] Solcherlei Absichten sollte August Wilhelm aber im Zuge seines Wienaufenthalts, so instruierte Friedrich den älteren Bruder vor dessen Abreise, tunlichst verschweigen: „Uebrigens versteht es sich daß Du nichts so sehr vermeiden müßtest, wenn von mir die Rede wäre, als den Anschein als machte ich Plane auf O.[es-

---

39 Ebd., S. 100–114. Im Zusammenhang mit weiterer antinapoleonischer Literatur im deutschsprachigen Raum vgl. Schulz, Literatur, Bd. 2, S. 24–81, zu Kleist bes. S. 55 ff.

40 Hohoff, Kleist, S. 100; auch Sembdner, Helmut (Hrsg.): Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. München 1969, S. 241. Zur überaus erfolgreichen Seite der Kleist-Rezeption in Österreich vgl. hingegen Godina, Danica: Kleist-Rezeption in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Österreich. masch. Dissertation Universität Wien 1976. Zusammenfassend auch Seidler, Vormärz, S. 145–147.

41 Vgl. dazu den Abschnitt über den „‚Einzug' der Romantiker" bei Seidler, Vormärz, S. 95–97. Die Daten nach Seidler, Vormärz, S. 97 zusammenfassend: „1805 kommt Adam Müller ein erstes Mal nach Österreich, von 1808 bis zu seinem Tod 1829 bleibt er mit kurzen Unterbrechungen in Wien. 1807 kommt Zacharias Werner ein erstes Mal nach Wien und bleibt dann von 1814 bis zu seinem Tod 1823 hier. August Wilhelm Schlegel ist mit Madame de Staël im Frühjahr 1808 in Wien. Sein Bruder kommt mit Dorothea in der zweiten Hälfte 1808 und bleibt bis zu seinem Tode (Jänner 1829 in Dresden), mit Ausnahme der Frankfurter Jahre 1815–1818 in österreichischen Diensten. Gentz (schon 1802 kurz einmal in Wien) lebt und wirkt hier von 1808 bis zu seinem Tod 1832. Tieck ist 1808 einige Monate in Wien. Eichendorff beendet 1811/12 sein Jus-Studium in Wien. Theodor Körner lebt von 1811 bis zu seinem Tod 1813 hier. Clemens Brentano ist 1811 in Böhmen, 1813/14 in Wien. Jakob Grimm und Wilhelm von Humboldt sind während des Wiener Kongresses in Wien. Clemens Maria Hofbauer lebt und wirkt in Wien von 1808 bis zu seinem Tod 1820."

42 Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Köln 29. März 1808. In: Körner, Krisenjahre, Bd. 1, S. 526 f. (s. auch Anm.7).

terreich]“[43]; in einem späteren Brief wurde August Wilhelm auch geraten, Friedrichs Absicht, eine österreichische Geschichte zu schreiben, lieber unerwähnt zu lassen, um ihn nicht „in eine Classe“ zu setzen, „gegen die durch Genz, Müller und so manche andre in Wien nur allzuviel Mistrauen herrschen muß.“[44]

Das Projekt zu Karl V., das Friedrich Schlegel zwischendurch zu einem ganzen Zyklus von bis zu fünf Theaterstücken ausweiten wollte[45], wurde trotz der wiederholten Aufforderungen seines Bruders nie vollendet.[46] Teile des dafür gesammelten Materials sollte Friedrich Schlegel später für seine 1810 in Wien gehaltenen Vorlesungen „Über die Neuere Geschichte“ verwenden. Eine kurze Skizze, die sich mit dem Herzog von Alba beschäftigte, verwendete Friedrich Schlegel für eine Publikation, die als seine Eintrittskarte in die Habsburgermonarchie betrachtet werden kann, vorgewiesen bei jenem von Goethe angesprochenen „Gedräng an der Kirchthüre“. Der besagte Artikel erschien anonym im Oktober 1808 in den offiziösen „Vaterländischen Blättern“, der Leiter des Haus-, Hof- und Staatsarchivs und spätere Hofhistoriker Joseph von Hormayr hatte ihn darum gebeten.[47]

Bei diesem Artikel handelt es sich um eine Reverenz an das Herrscherhaus; er ist ein Versuch einer Ehrenrettung des Herzogs von Alba. Die Grausamkeit des Gouverneurs der Niederlande bei der Verfolgung der niederländischen Aufständischen konnte auch Schlegel nicht leugnen, doch versuchte er, zwischen dieser Epoche in Albas „Lebenslauf“, der Epoche seiner romantischen Jugend – in die die „höchst romantische Rückreise […] zu seiner jungen, mit allem Feuer der ersten Neigung geliebten Gemahlinn“ vom ungarischen Kriegsschauplatz nach Barcelona fiel – und der Epoche des „Rittersinn[s]“ im

43 Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Köln 1. Dezember 1807. In: Ebd., Bd. 1, S. 479–482, hier 481; vgl. auch Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Köln 25. September 1807. In: Ebd., Bd. 1, S. 441–446, hier 443.

44 Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Köln 6. Jänner 1808. In: Ebd., Bd. 1, S. 491–495, hier 493; gemeint sind Friedrich von Gentz und Johannes von Müller, vgl. Kommentar Ebd., Bd. 3, S. 287.

45 Vgl. u. a. Brief Friedrich Schlegels an Georg Reimer, Köln 29. März 1808. In: Körner, Josef (Hrsg.): Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel. Berlin 1926, S. 101.

46 Instruktiv und komprimiert: Mayer, Mathias: Melancholiker zu Pferde. War Karl der Fünfte ein Romantiker? Zur Edition eines Dramenplans von Friedrich Schlegel. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21. April 1999, S. N10; als Beschäftigung mit tatsächlich zustande gekommenen literarischen Bearbeitungen: Fuchs, Martina: Karl V. Eine populäre Figur? Zur Rezeption des Kaisers in deutschsprachiger Belletristik. Münster 2002.

47 Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Wien 23. November 1808. In: Körner, Krisenjahre, Bd. 1, S. 648–651, hier 649.

„Sonnenglanze kriegerischen Ruhmes" zu differenzieren; Schlegel, erst kurz zuvor in Köln zum Katholizismus konvertiert, kam davon ausgehend zum „traurigen Gefühl", dass „eine romantische Seele", ein „an sich [edler] Mann" durch „ein halbes, in Kriegs- und Staatskunst verlebtes Jahrhundert" „zu solchem blutigen Tun" verhärtet werden konnte.[48]

Diese doch recht habsburgfreundlichen Aussagen führten freilich nicht dazu, dass die in Wien befindlichen Zeitungsschreiber eine der Romantik gegenüber positivere Haltung eingenommen hätten; in den Vorlesungen zur neueren Geschichte, die Schlegel eineinhalb Jahre später in Wien hielt, wurde der Herzog von Alba durchaus ähnlich bewertet, das Adjektiv „romantisch" verwendete Schlegel nun jedoch nicht mehr, um Alba zu charakterisieren.[49]

1.4. Emigrationen der Spätaufklärer

Während die romantische Zuzugsbewegung der Jahre um 1808 bereits oft als solche erkannt und als „Einzug der Romantiker in Wien"[50] beschrieben wurde, fand der im Goethe-Zitat reflektierte Umstand, dass manche bei dem „Gedräng an der Kirchthüre" auch *hinaus* wollten oder aber mussten, ungleich seltener Beachtung. Dass nicht erst im Vormärz, sondern schon in den Jahren, in denen die Romantiker und Romantikerinnen nach Wien kamen, Intellektuelle, Schriftsteller und Wissenschafter von dort wegzogen beziehungsweise flüchteten, wurde von den Literatur- wie Geschichtswissenschaften zumeist ignoriert, obwohl zeitgenössisch diese intellektuelle Abwanderungsbewegung sehr wohl wahrgenommen und zumindest aus der Perspektive einer habsburgischen Wissenschaftspolitik in der Regel auch gutgeheißen worden war.

---

48 [Schlegel, Friedrich:] Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben österreichischer Fürsten und großer Landsleute, zur Erkenntniß Ihrer und ihrer Zeit. (Dritter Beytrag). Carl V. In: Vaterländische Blätter, 28. Oktober 1808, Nr. 50, S. 382–384; wieder abgedruckt in: Ders.: Studien zur Geschichte und Politik; Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe (= KFSA). Hrsg. von Ernst Behler. Bd. 7. München [u. a.] 1966, S. 80–83.

49 Schlegel, Friedrich: Über die neuere Geschichte; KFSA. Bd. 7, S. 125–407, hier 324 f.; siehe auch Ders.: Zur Historie [1805]. In: Ders.: Fragmente zur Geschichte und Politik. Erster Teil; KFSA. Bd. 20. Paderborn [u. a.] 1995, S. 53–105, hier 86–90, 93 f.; zu Schlegels Vorlesungen von 1810 vgl. Lorenz, Reinhold: Friedrich Schlegels Wiener Vorlesungen über die Neuere Geschichte. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 4 (1926) S. 696–717.

50 So z. B. bei Wagner, Karl: Der Einzug der Romantiker in Wien und die Wiener Presse. In: Die Kultur. Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst 9 (1908) S. 322–329.

Dieser keineswegs homogenen Gruppe von Emigranten wurde von offizieller Seite teils zu Recht vorgeworfen, antipatriotisch und profranzösisch zu sein; ihr gehörten unter anderen Josef August Schultes, János Bacsányi, Johann Andreas Demian, Franz Xaver Huber, Friedrich Ludwig Lindner sowie Johann Georg Wiedemann an. Von den Genannten soll im Folgenden insbesondere Schultes kurz charakterisiert werden:

Josef August Schultes (1773–1831) hatte in Wien beim Mediziner Johann Peter Frank promoviert und war vor allem als Botaniker und Reiseschriftsteller bekannt geworden, als er 1802 die Rezensionszeitschrift „Annalen der österreichischen Literatur und Kunst" mitgründete und bis 1805 auch leitete. 1806 übernahm er eine Professur für Chemie und Botanik an der Universität Krakau, im Jahr darauf verließ er Österreich und wurde im damals zu Bayern gehörigen Innsbruck Professor für Botanik. Wegen seiner pronapoleonischen Haltung im Tiroler Aufstand 1809 verhaftet und gemeinsam mit anderen bayrischen Beamten nach Ungarn deportiert, wurde er nach seiner Freilassung Professor für Naturgeschichte und Botanik an der Universität Landshut. Dort besorgte er eine neue Ausgabe von Linnés „Systema vegetabilium" und kämpfte wie schon zur Zeit seiner Herausgeberschaft der „Annalen" gegen die auch in Landshut stark vertretene Romantik, indem er unter anderem erfolgreich die Berufung von Johann Nepomuk von Ringseis zum Professor für Medizin an die Universität Landshut verhinderte. Ringseis revanchierte sich, indem er die 1826 erfolgte Verlegung der Universität von Landshut nach München mitbetrieb; Schultes blieb in Landshut bis zu seinem Tod nur mehr die Leitung der chirurgischen Schule überlassen.[51]

Schultes Reiseberichte beinhalteten zwar in romantischer Manier gehaltene Landschaftsschilderungen, zugleich benutzte er aber diese Gattung für entschieden aufklärerische und antiklerikale Kritik an Missständen in den von

51 Zu Schultes vgl. Czikann, Johann Jacob Heinrich/Gräffer, Franz (Hrsg.): Oesterreichische National-Encyklopädie. Wien 1835–1837. Bd. 4. Wien 1836, S. 605 f.; Wurzbach Ritter von Tannenberg, Constantin: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (= Wurzbach) Wien [u. a.] 1856–1891. Bd. 32. Wien [u. a.] 1876, S. 171–177; Meißnitzer, Alois: Die Annalen der österreichischen Literatur. Eine Monographie. Dissertation Universität Wien 1935, S. 38–42; Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.): Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950 (= ÖBL) Wien 1956 ff., Bd. 11. Wien 1999, S. 338 f.; Sutner, Gotelinde: Josef August Schultes (1773–1831). Medizinische und naturwissenschaftliche Beobachtungen in seinen Reisebeschreibungen (= Schriftenreihe der Münchener Vereinigung für Geschichte der Medizin e. V. 20) Gräfeling 1987; zu Ringseis: Bautz, Friedrich Wilhelm/Bautz, Traugott (Hrsg.): Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Herzberg 1975–2002. Bd. 8. Herzberg 1994, Sp. 380–384.

ihm durchreisten Landstrichen. In seiner in Briefform gehaltenen Beschreibung Galiziens beschäftigte sich Schultes mit den ökonomischen Ursachen der von ihm abgelehnten Branntweinproduktion genauso wie mit der aus seiner Sicht absolut untragbaren hygienischen Lage der polnischen Bauern. Deren Charakterisierung als sich „im Kothe" wälzende, in einem „Chaos von Dörfern" wohnende Landbevölkerung, die sich „ihre Haare nie auskämmen" und die Kinder am Schulbesuch hindern würde[52], stand in einer langen Tradition, die keineswegs auf Galizien beschränkt war: Bereits die theresianischen Offiziere hatten in den von ihnen verfassten „politischen Anmerkungen" zur Seelenkonskription von 1770/72 die bäuerliche Bevölkerung der von ihnen erfassten Gebiete in ähnlichen Begriffen beschrieben und als tierhaft dargestellt, mit dem Ziel, aufklärerische Reformen anzustoßen.[53] Im Gegensatz zu dem in den „Annalen" wegen seiner antijüdischen Haltung kritisierten Joseph Rohrer, der die jüdische Bevölkerung als schädlich für Galizien betrachtete[54], differenzierte Schultes zwischen der städtischen und der ländlichen jüdischen Bevölkerung und betonte, dass insbesonders letztere die Einzigen seien, die in ländlichen Gegenden für die Verbreitung der Industrie sorgten. Die Klassifizierung der Juden nach dem Kriterium ihrer Nützlichkeit für den Staat wurde von ihm damit nicht in Frage gestellt, und beim Vergleich zwischen jüdischer und nichtjüdischer polnischer Bevölkerung hielt Schultes es für angebracht, als Argument für die Juden die polnischen Bauern zumindest physiognomisch auf eine Stufe mit Affen zu stellen: „Vergleichen Sie weiter die Gesichtsbildung der pohlnischen Juden mit den Bauern von Galizien,

52 Schultes, Josef August: Ueber die Art in Galizien zu reisen, mit Bemerkungen über den Charakter der Einwohner dieses Landes. (An den Herrn Jos. Köderl. Brief des Hrn. Drs. Schultes, Prof. der Chymie und Botanik an der Universität zu Krakau). In: Neue Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthumes, Intelligenzblatt, September 1807, Sp. 97–116. Branntweinproduktion: Sp. 100–104; Kot: Sp. 101, Chaos: Sp. 102, Haare: Sp. 101, Schulbesuch: Sp. 103 f.; vgl. auch seinen Beitrag im Intelligenzblatt der Annalen vom März 1807, Sp. 97–110.

53 Vgl. z. B. die „politischen Anmerkungen" für Niederösterreich: Kraft, Josef: Ein amtlicher Bericht über Gebrechen in Niederösterreich (anläßlich der Volkszählung 1770). In: Unsere Heimat 18 (1947) S. 102–115; eine Edition dieser Quellen ist bereits erschienen: Hochedlinger, Michael/Tantner, Anton (Hrsg.): „der größte Teil der Untertanen lebt elend und mühselig". Die Berichte des Hofkriegsrates zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Habsburgermonarchie 1770–1771; Innsbruck 2005.

54 Siehe die Rezension seines Reiseberichts in: Annalen, Februar 1805, S. 107. Vgl. auch die Rezension seines 1804 erschienenen „Versuches über die jüdischen Bewohner der österreichischen Monarchie" in: Annalen, Dezember 1808, S. 252–256.

und Sie werden sehen, dass das einen Menschen mit einem Orang-Outang zusammenstellen heisst."[55]

Zwei weitere der genannten Emigranten, Johann Georg Wiedemann und Franz Xaver Huber waren an gegen die österreichische Regierungspolitik gerichteten Zeitungsprojekten beteiligt: Ersterer war Redakteur der während der Besatzung von 1809 unter französischer Aufsicht erscheinenden „Wiener Zeitung"[56], Franz Xaver Huber, der bereits seit der Regierungszeit Joseph II. gegen die feudale Opposition publizistisch gekämpft hatte, gab 1809 gemeinsam mit dem bayrischen Hofbibliothekar und Schriftsteller Johann Christoph Freiherr von Aretin die von Bayern aus lancierte Zeitschrift „Der Morgenbote" heraus[57], in der der von österreichischen Politikern begonnene Krieg gegen Napoleon als „Krieg der Barbarei des Mittelalters gegen die hellen Begriffe des neuen Jahrhunderts", als Krieg „der Dummheit und des Übelwollens gegen den Verstand und die Philantropie" bezeichnet wurde.[58] Friedrich Ludwig Lindner wiederum arbeitete während seiner zeitweisen Wienaufenthalte unter anderem an dem von Joseph von Schreyvogel herausgegebenen „Sonntagsblatt" mit und wurde gemeinsam mit anderen Mitarbeitern des „Sonntagsblatts" der Kollaboration mit den französischen Truppen während der Besatzung von 1809 verdächtigt.[59] Der ungarische Literat Johann Batsányi, der bereits wegen Teilnahme an der „Jakobinerverschwörung" von Ignaz Joseph von Martinovics zwei Jahre im Spielberger Gefängnis verbringen hatte müssen, hatte 1805 die Schriftstellerin Gabriele von Baumberg geheiratet und war 1809 nach Paris geflüchtet, weil er – vermutlich zu Unrecht – beschuldigt wurde, eine napoleonische Proklamation ins Ungarische übersetzt zu haben; 1815 in Paris verhaftet und nach Österreich ausgeliefert, wurde er nach Linz verbannt.[60] Im Gegensatz zu Batsányi kehrte der Statistiker Johann Andreas

55 Schultes, Brief an Köderl, Annalen, Intelligenzblatt, September 1807, Sp. 105–107, Zitat Sp. 106.

56 Wagner, Wiener Zeitungen, S. 197–401, hier 285 f. (siehe Anm.1); Wurm, Alfred: Die amtliche Pressepolitik während der napoleonischen Besetzung Wiens 1805/09 (An Hand der k. k. privilegierten Wiener Zeitung). Dissertation Universität Wien 1947, S. 89 f.

57 Wagner, Wiener Zeitungen, S. 316–382 (siehe Anm.1); Bodi, Leslie: Tauwetter in Wien. Zur Prosa der österreichischen Aufklärung 1781–1795. Wien/Köln/Weimar ²1995, u. a. S. 296–311, 403–405.

58 Zit. nach Wagner, Zeitungen, S. 359.

59 Ebd., S. 318–320; Allgemeine Deutsche Bibliographie. Leipzig 1875–1912. Bd. 18. Leipzig 1883, S. 703 f.

60 Zu Batsányi (alternativ auch János Bacsány) vgl. Farkas, Margarethe: Gabriele Batsányi geb. Baumberg. Ihr Leben und dichterisches Schaffen. Dissertation Universität Wien 1949,

von Demian in den folgenden Jahrzehnten nicht mehr nach Österreich zurück; in den Rezensionszeitschriften schon vor seiner Auswanderung wegen seiner oft fehlerhaften Kompilationen kritisiert, blieb auch in Wien nicht unbeachtet, dass er in einem 1810 erschienenen Artikel die Auffassung vertrat, die österreichische Monarchie sei in den Vorurteilen des Mittelalters befangen.[61]

Die österreichischen Zeitschriften hatten für diese Schriftsteller nur Häme übrig: „Welche Lücken hat nun die österreichische Literatur durch diesen Verlust gelitten? und welchen das Vaterland?", so fragte 1810 ein Artikel in den „Vaterländischen Blättern", und setzte fort: „– Oder ist es nicht viel mehr Gewinn, Menschen entfernt zu wissen, die nur ihr Vaterland lieben, wenn ihm die Sonne des Glücks leuchtet, und die zu einem fremden, feindseligen Interesse übergehen, wenn diese Sonne hinter eine Wolke tritt?"[62]

2. „Aufklärung" und „Romantik" in Wien: Begriffsannäherungen

Den zahlreichen Versuchen, „Aufklärung" oder gar „Romantik" zu definieren, soll an dieser Stelle kein weiterer hinzugefügt werden. Stattdessen soll hier zunächst herausgearbeitet werden, was in den Jahren der antinapoleonischen Kriege sowie der beginnenden Restauration von Zeitgenossen in Wien unter diesen Begriffen verstanden werden konnte; anschließend wird insbesondere anhand von Friedrich Schlegels „Fragmenten zur Geschichte und Politik" das Verhältnis zwischen Wiener Romantikern und „Germanomanie" dargelegt.

S. 7–15, die neben Briefen u. a. einen Artikel Wertheimers in der „Neuen Freien Presse" von 1884 (Nr. 7194) heranzieht.

61 Zu Demian: Oesterreichische National-Encyklopädie, Bd. 1, S. 694 f.; Wurzbach, Bd. 3, S. 235–237 (siehe Anm.51); Rezension der Zeitschrift „Europäische Annales" in: Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes, Dezember 1810, S. 490.

62 Einige Notizen, über die Schriftsteller, welche nach dem letzten Kriege aus den österreichischen Staaten freywillig auswanderten. In: Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat, 16. März 1810/20. März 1810, Nr. 65–67, S. 384 f. Namentlich genannt wurden in diesem Artikel Batsányi, Demian, Huber, Lindner, Wiedemann; Schultes wurde anlässlich eines Neuabdrucks dieses Artikels in dem von Hormayr herausgegebenen „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" angegriffen: Literarische Notizen. In: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, 11./13. April 1810, Nr. 44/45, S. 196–199 sowie: Einige Worte zur Charakteristik der Zeitschriften und der Zeit. In: Ebd., 16./18. Mai 1810, Nr. 59/60, S. 263–268.

2.1. Aufklärung im Österreichischen Kaiserstaat: Wetterableiter und Tollhäuser

Joseph Schreyvogel hatte bereits in den 1790er Jahren kurzfristig aus der Habsburgermonarchie flüchten müssen. Der Beteiligung an der „Jakobinerverschwörung" beschuldigt, verließ er 1794 Wien und hielt sich in Jena und Weimar auf, bis er im Winter 1796/97 wieder zurückkehrte. Kurz vor seiner Rückkehr hatte er im November 1796 noch einen denkwürdigen Brief verfasst, in dem er zu wissen begehrte, „ob man in Wien in der Aufklärung so weit ist, daß der St. Stephansthurm auch einen Gewitterableiter hat".[63]

Die Antwort auf diese Frage wäre negativ ausgefallen, denn es sollte noch mehr als zehn Jahre dauern, bis die Montage eines Blitzableiters erfolgte: Zwar hatte schon 1807 ein Mitarbeiter des „Morgenblatts" fälschlicherweise behauptet, dass am Stephansturm schon seit einigen Jahren ein „Wetterableiter" angebracht wäre, doch wurde dies umgehend vom Eipeldauer dementiert.[64] Zwei Jahre später, in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai 1809, wurde der Südturm des Stephansdoms beim französischen Bombardement in Mitleidenschaft gezogen, die Sprengung der Basteien während des Abzugs der Truppen im Oktober und November verstärkte den Schaden noch. Im folgenden Jahr begannen die Restaurationsarbeiten am Turm. Bis September 1810 waren die schlimmsten Schäden beseitigt; der Turm wurde im Zuge dieser Arbeiten trigonometrisch vermessen, und schließlich wurde auch „auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers Franz des I." ein Blitzableiter angebracht.[65] Für die technische Ausführung zeichnete Marsilio Landriani (1751–1815) verantwortlich, ein aus Mailand stammender Physiker, der be-

---

63 Glossy, Karl: Joseph Schreyvogels Project einer Wochenschrift. In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 8 (1898) S. 304–324, hier 309; allgemein zum Verhältnis von Blitzableiter und Aufklärung u. a.: Kittsteiner, Heinz D.: Die Entstehung des modernen Gewissens. Frankfurt am Main 1991, S. 79–86; Hochadel, Oliver: „Hier haben die Wetterableiter unter den Augsburger Gelehrten eine kleine Revolution gemacht". Die Debatte um die Einführung der Blitzableiter in Augsburg (1783–1791). In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 92 (1999) S. 139–164; Scharfe, Martin: Kruzifix mit Blitzableiter. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NS 53 102 (1999) S. 289–336.

64 Richter, Josef: Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Kakran. Wien 1807, 12. Heft, 2. Brief, S. 15 f.

65 Berichte über die Montage: Oesterreichisch-Kaiserliche privilegirte Wiener Zeitung, 12. September 1810, Nr. 73, S. 1061 f.; „K.": Der Stephansthurm in Wien. In: Vaterländische Blätter, 13. Juli 1811, Nr. 56, S. 333–335 sowie 17. Juli 1811, Nr. 57, S. 341–343; Beschreibung des Blitz- oder Wetterableiters, welcher auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers Franz des I. am Thurme der St. Stephanskirche zu Wien angebracht wurde. In: Darstellung des Verfahrens bey der vorgenommenen Berechnung der Abweichung des Thurmes an der Metropolitan-Kirche zu St. Stephan in Wien von der verticalen Lage und Beschrei-

reits 1786 eine „Abhandlung vom Nutzen der Blitzableiter" veröffentlicht hatte.[66] In den der Montage vorangegangenen sechs Jahrzehnten waren 32 Blitzeinschläge gezählt worden[67], die durch die Hirschgeweihe, die seit Mitte des 16. Jahrhunderts am Turm zur Blitzabwehr befestigt waren, nicht verhindert werden konnten. Diese Hirschgeweihe, denen eine magische Wirkung zugeschrieben wurde, verblieben auch nach dem Anbringen des Blitzableiters am Turm und verschwanden vermutlich erst im Jahr 1839 bei der gänzlichen Neugestaltung der Turmspitze.[68]

Gleichzeitig zu den Umbauarbeiten am Stephansdom begann Joseph Schreyvogel 1810 ein Tagebuch zu führen; mehrfach berief er sich darin auf die Selbstbeobachtungstechniken von Benjamin Franklin, die im Vergleich zu anderen Städten sehr spät erfolgte Befestigung des „Wetterableiters" erwähnte er jedoch nicht[69]; das Fazit aus diesem Ereignis kann jedoch gemäß seiner Formel folgendermaßen gezogen werden: Aufklärung im Österreichischen Kaiserstaat wird erzwungen durch napoleonische Militärs und durchgeführt von Staats wegen. Die religiösen Implikationen dieser Tat sollte 99 Jahre später ein würdiger Nachfolger Schreyvogels, nämlich Karl Kraus, in seiner „Fackel" in den Aphorismus fassen: „Ein Blitzableiter auf einem Kirchturm ist das denkbar stärkste Mißtrauensvotum gegen den lieben Gott."[70]

Die von Schreyvogel im Zentrum der deutschen Klassik gestellte Frage nach dem Stand der Aufklärung zu Wien war auch ironisch lesbar; das Gros der Antworten, die in den gelehrten Zeitschriften der Habsburgermonarchie auf die Frage „Was ist Aufklärung?" gegeben wurden, war hingegen gänzlich unironisch. Der dort vertretene Begriff von Aufklärung als Verbreitung instrumenteller Vernunft entsprach nur zu genau dem Verständnis von Aufklä-

---

bung des an diesem Thurme errichteten Wetterableiters. Wien 1818, S. 11–14; Hormayr, Joseph Freyherr v.: Wien, seine Geschicke und Denkwürdigkeiten, Wien 1824, II. Jg., Bd. 1, 2. Heft, S. 84 f, 172–179, 192; im Rahmen einer Baugeschichte des Stephansdoms: Zykan, Maria Magdalena: Der Hochturm von St. Stephan in Wien. Dissertation Universität Wien 1967, Anhang, S. 32 f., S. 40 f.

66 Wurzbach, wie Anm. 65, Bd. 14, 1865, S. 78–80; Hartkopf, Werner: Die Berliner Akademie der Wissenschaften. Ihre Mitglieder und Preisträger 1700–1990. Berlin 1992, S. 206; Landriani, Marsilio: Abhandlung vom Nutzen der Blitzableiter. Wien 1786.

67 Beschreibung, In: Darstellung , wie Anm. 65, S. 11.

68 Flieder, Viktor: Die Hirschgeweihe von St. Stephan in Wien. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde NS 20 69 (1966) S. 261–266.

69 Glossy, Karl: Josef Schreyvogels Tagebücher 1810–1823 (= Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte 2) Berlin 1903, S. 3, 63.

70 Kraus, Karl: Sprüche und Widersprüche. In: Die Fackel, 15. Februar 1909, Nr. 273, S. 40–48, hier S. 43.

rung, das romantische Literaten in ihren Satiren bloßstellten und kritisierten; auf eine prägnante Formel gebracht hatte dieses Verständnis E. T. A. Hoffmann in seinem bekannten Diktum, Aufklärung bedeute „Wälder umhauen, den Strom schiffbar machen, Kartoffeln anbauen, die Dorfschulen verbessern, Akazien und Pappeln anpflanzen, die Jugend ihr Morgen- und Abendlied zweistimmig absingen, Chauseen anlegen und die Kuhpocken einimpfen lassen".[71]

Eine Begriffsbestimmung in diesem Sinne nahm ein anonymer Rezensent in den „Annalen der Literatur und Kunst" anlässlich der Rezension eines Predigtbuchs vor: In dem rezensierten Buch war Aufklärung als verderblich bezeichnet worden, was den Rezensenten zu der Präzisierung veranlasste, dass derjenige als „Aufklärer" zu bezeichnen sei, der das „nützlich verschönert, was der Philosoph durch Spekulation und Forschen entdeckt – in der Applikation verbesserungswerth gefunden – oder als eh' vorhanden verschönerungsfähig gezeigt" habe; Aufklärung betreibe der „Naturkundige", der dem Bauern beibringe, auf bislang nur Hirse tragendem Ackerland „durch Beymischung einer andern Erde" auch Korn und Weizen gedeihen zu lassen, oder ihm durch Anwendung der Gesetze der Mechanik zu besseren Werkzeugen verhelfe; „Der Staatsbeamte" kläre „den Unterthan auf, wenn er ihm die Nothwendigkeit der landesfürstlichen Gesetze begreiflich macht, ihn die Folgen bemerken lässt, die aus den Fehlern: Ungehorsam, Widersetzlichkeit, Betrug in Abgaben, Entziehung vom Militärdienst etc. früher oder später entstehen". Und der „Volkslehrer, der Diener der Religion" schließlich „kläret die Menschen auf, wenn er jeden aus ihnen nach Verhältniss und Stand seine Pflichten auf so eine Weise lehrt, dass Grund und Verbindlichkeit sich eben so wenig einander vermissen, als Vernunft und Offenbarung sich einander nicht ausschliessen dürfen." Freidenken könne nicht verboten werden, abzulehnen sei nur der Missbrauch, „und wer die Freyheit missbraucht, Unglauben affectirt, und gefährliche Grundsätze zu verbreiten scheinet, dem fehlt es sicher im

71 Hoffmann, E. T. A.: Klein Zaches genannt Zinnober. Ein Märchen. In: Ders.: Poetische Werke in sechs Bänden. Berlin 1963. Bd. 5, S. 7–129, hier S. 18 f.; zu diesem Märchen und insbesondere dem Hass der Romantik auf Kartoffeln und Kuhpocken siehe: Hacks, Peter: Ascher gegen Jahn. Ein Freiheitskrieg (= Hacks Kassette 1) Berlin/Weimar 1991, S. 187–192; vgl. auch Ders.: Zur Romantik. Hamburg 2001, S. 56, 111 f.; aus medizinhistorischer Sicht zum Verhältnis der romantischen Medizin zu den Pocken: Wolff, Eberhard: Einschneidende Maßnahmen. Pockenschutzimpfung und traditionelle Gesellschaft im Württemberg des frühen 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1998, S. 220–228, 231, 349.

Kopfe, er neigt sich zum Wahnsinne; und für dergleichen Candidaten giebt es ja, Gott lob! noch Tollhäuser!“[72]

Aufklärung im Österreichischen Kaiserstaat hieß demnach Effizienzsteigerung der Landwirtschaft, Produktion staatstreuer Subjekte und Erziehung frommer Untertanen; *Candidaten,* die eine andere Auffassung vertraten, waren in die Irrenhäuser zu verweisen. Letztere sollten nicht nur allzu freidenkende Aufklärer in Gewahrsam nehmen, auch die Romantiker wurden zuweilen imaginär dorthin verfrachtet, nicht zuletzt von Joseph Schreyvogel. In seinen Satiren im „Sonntagsblatt“ ließ Schreyvogel diese Anstalten als Verbannungsorte seiner literarischen Gegner auftauchen, als Insassen des von ihm mehrmals beschriebenen „literarischen Bedlam“ erwähnte er Arnim, Brentano, Friedrich Schlegel sowie den Geist von Novalis.[73]

2.2. Imaginationen und Dementi romantischer Politik – Friedrich Schlegel, Adam Müller und die „Germanomanie“

Unter romantischer Politik soll hier nicht mit Carl Schmitt ein von einem starken politischen Willen gekennzeichnetes Handeln verstanden werden, das sich die Objekte, auf die es gerichtet ist, nur okkasionell, quasi zufällig auswählt[74]; vielmehr soll mittels der von Friedrich Schlegel in seine Notizbücher eingetragenen politischen Überlegungen zunächst gezeigt werden, wie sehr seine politischen Wunschvorstellungen auch als Umkehrungen napoleonischer Politik betrachtet werden können. In seinen Überlegungen präsentiert sich der Romantiker weniger als behutsam die feudalen Zustände konservierender Widersacher Napoleons, denn als sein großer Übertreiber; er möchte dessen begonnene Neuordnung europäischer Verhältnisse in geradezu grotesker Weise übertreffen und auf den Kopf stellen. Ein Charakteristikum von Schlegels Überlegungen ist dabei ein unverhohlener Deutschnationalismus, der durch seinen mystischen Katholizismus nicht, wie zu Zeiten der „Concordia“, gezähmt oder gebrochen, sondern, im Gegenteil, noch verschärft wird.

Schlegels großer Feind heißt in den Jahren seines Aufenthalts in Köln und schließlich in den ersten Jahren in Wien nicht unerwartet Frankreich: Frank-

---

72 Rezension eines Predigtbuchs von Maximilian Kollweg. In: Annalen der Literatur und Kunst, Februar 1808, S. 94–96, Zitate auf S. 95.

73 Das literarische Bedlam, ein tragisches Possenspiel. In: Sonntagsblatt, 13. November 1808, Nr. 98, S. 193–208; vgl. auch Ebd. [nicht näher datierte Nummer] 1807, Nr. 51/52, S. 399 f.; Ebd., 9.10.1808, Nr. 93, S. 112; Ebd., 25.12.1808, Nr. 103/104, S. 279.

74 Schmitt, Carl: Politische Romantik. München/Leipzig ²1925, S. 205–209.

reich ist „grundböse", ihm eignet „das böse Prinzip" zu[75]; es ist „der *Erbfeind* nicht nur von Deutschland, sondern auch von Europa". Während für Schlegel 1813 „Die Deutschen" „als das *neue Volk Gottes*" gelten, sind „Die Franzosen" für ihn „das *antichristl.[iche]* Volk" schlechthin; „[s]eit der Gefangenschaft der Päbste zu Avignon hörte Frankreich auf ein *katholischer* Staat zu seyn"; „[s]eit d.[em] Bündniß mit d[en] Türken (unter Franz I.) war er kein christlicher mehr", seit Ludwig XIV. trat Frankreich für Schlegel „aus dem *Europäischen Interesse* heraus", und mit der Revolution „wurden selbst die Schranken der Menschheit durchbrochen". Diese Stufenfolge umgekehrt gelesen ergibt die Klimax: Menschheit, Europa, Christentum, Katholizismus.[76]

Bereits sechs Jahre zuvor hatte Schlegel „[g]anz Frankreich eine *Nation von Atheisten*" genannt. Er sah für dieses Land „keine andre Rettung", als nach dem Abschneiden der nicht dazu gehörenden Provinzen das ganze dem Papst zu geben (1805); „Ehe" es „nicht getheilt wird, ist keine Ruhe in Europa".[77]

Auch für andere Staaten hat Schlegel Pläne: Holland, Brabant, eventuell auch Dänemark sollen englisch werden, Spanien muss mit Portugal vereinigt werden, das „eigentliche Deutschland" soll genauso wie der Norden Italiens „ganz an Oesterreich kommen", „Neapel abhängig von Spanien" werden, so wie eine gänzliche Vereinigung zwischen Spanien und Frankreich wäre eine zwischen Italien und Deutschland zweckmäßig, wobei er die Italiener „durchaus wieder streng zur Religion zurückgeführt" wissen will. Die „Schlechtheit und Entartung" der Letzteren meinte Schlegel „*historisch*" erklären zu können: Die große Zahl der Sklaven habe „die Raçe verderbt".[78]

Da „[d]ie Deutschen" „gebohrne *Bürger* und *Künstler*" seien, wären die „*Städte* in Pohlen, Ungarn, ja auch Italien und Frankreich pp. durchaus {zu} *germanisieren*", denn „[z]u Bauern taugen auch andre Nationen". Überhaupt wären „*Deutsche Kolonien* immer südlicher nach Griechenland hin […] das wünschenwertheste"; ein österreichisches Recht an Bosnien meinte Schlegel

---

75 Schlegel, Friedrich: Zur Oesterreichischen Geschichte I. 1807; KFSA. Bd. 20, S. 107–159, „grundböse": S. 117, Fragment Nr. (= F) 67; „böse Prinzip": S. 142, F 227.

76 Ders.: Zur Geschichte und Politik 1813 (December 1812). In: Ebd., S. 335–401. „*Erbfeind*": S. 367, F 226; „Volk Gottes", „Franzosen": S. 356, F 162; „Avignon", Klimax: S. 382, F 328.

77 Ders.: Zur Oesterreichischen Geschichte I. 1807. In: Ebd.: „*Atheisten*": S. 142, F 228; „Ruhe": S. 109, F 6; „Rettung": Zur Historie [1805]. In: Ebd., S. 53–105, hier S. 70, F 119.

78 Ders.: Zur Oesterreichischen Geschichte I. 1807, In: Ebd., Holland: S. 139, F 206; Spanien: S. 147, F 257; Deutschland, Neapel: S. 139, F 207; Vereinigung: S. 149, F 278; „Religion": S. 124, F 119; „Schlechtheit", „Raçe": Ders.: Zur Geschichte und Politik 1813 II.; KFSA. Bd. 21, S. 1–60, hier 10, F 44.

durch die Grafen von Cilli im 14. Jahrhundert historisch belegen zu können. „Die ältere österreich.[ische] Gesch.[ichte] hat überhaupt viel Romantisches."[79]

Auch für die innere Gestaltung dieses Österreich notierte Schlegel Vorschläge, die den von ihm unterstützten Ständen vermutlich nicht behagt hätten: Oberösterreich solle zu Böhmen kommen, Mähren zu Niederösterreich und Galizien zu Ungarn.[80]

Das „größte Übel" der jetzigen Staaten seien die Staatsbeamten, als Gegenmittel sollten die Stände dienen: Beamte sollten aus ihren Reihen rekrutiert werden. „<Wie sich die *Bevölkerung* nach Süßmilchs *göttl.[icher] Ordnung* vermehrt so auch die *Zahl der Staatsbeamten*.>"[81] Letztere Aussage kann – mit Mühe – auch ironisch gelesen werden: Süßmilch hatte Mitte des 18. Jahrhunderts mit der Suche nach statistischen Regelmäßigkeiten das Wirken Gottes beweisen wollen[82]; auch das Ansteigen der Zahl der von Schlegel so despektierlich betrachteten Staatsbeamten ließe sich demnach als Gottesbeweis behaupten. Kein Raum blieb jedoch für Selbstironie: Die eigene, bereits seit 1809 währende, durchaus prekäre Anstellung als österreichischer Staatsbeamter, über dessen prächtige Uniform sich bereits der Eipeldauer mokiert hatte[83], erwähnte Schlegel in seinen Notizen nicht. Der um 1800 feststellbare, oft erfolgreiche Drang klassischer wie romantischer Literaten und Intellektueller zur Subjektwerdung per Verbeamtung[84] wurde von ihm nicht verspottet. Nicht abhanden gekommen aber war Schlegel die Reflexionsfähigkeit: Wahre Politik in seinem Sinne könne nur esoterisch sein; „[e]ine Politik, die *in dem*

79 „Deutschen", „*germanisieren*", „Bauern": Ders.: Germanische Alterthümer. Kölln 1804; KFSA. Bd. 20, S. 13–51, hier 20, F 50; „*Kolonien*": Zur Historie [1805]. In: Ebd., S. 72, F 128; Cilli, „Romantisches": Ders.: Zur Oesterreichischen Geschichte I. 1807. In: Ebd., S. 111, F 20.

80 Ders.: Zur Geschichte. 1809. October. In: Ebd., S. 238, F 104.

81 „Übel": Zur Geschichte und Politik 1813 (December 1812). In: Ebd., S. 335–401, hier 398, F 417; „Ordnung": Zur Geschichte. 1809. October. In: Ebd., S. 233, F 83.

82 Zu Süßmilch u. a.: Rohrbasser, Jean-Marc: Un pasteur actuaire? Ordre de la mortalité, durée de la vie et rentes viagères dans l'Ordre Divin de Johann Peter Süssmilch. In: Revue de synthèse 118 (1997) S. 385–417.

83 Zitiert z. B. bei Holzer, Rudolf: Zeitungswesen im Vormärz. In: Nagl, Johann Willibald/Zeidler, Jakob/Castle, Eduard (Hrsg.): Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Wien [u. a.] 1898–1937. Bd. 2, S. 852–893, hier 862 (siehe Anm.1.).

84 Kittler, Friedrich: Das Subjekt als Beamter. In: Frank, Manfred/Raulet, Gérard/Reijen, Willem van (Hrsg.): Die Frage nach dem Subjekt. Frankfurt a.M. 1988, S. 401–420.

Grade wie die meinige, *katholisch und christlich* ist, kann nicht öffentl[ich] gelehrt werden".[85]

Es ist wohl in Rechnung zu stellen, dass das Medium des Notizbuches die politische Fantasie des Romantikers beflügelte; die darin betriebene Ästhetisierung der Politik war jedenfalls unvereinbar mit den Vorstellungen des Gros der anderen – oft spätjosephinisch ausgerichteten – Intellektuellen und – nicht durchwegs deutschnational orientierten – Politiker in Wien.

Auch wenn Schlegel diese Auffassungen nicht öffentlich äußerte, so verwundert nicht, dass er zeitgenössisch zu den Vertretern der „Germanomanie" gezählt wurde. Diesen Begriff hatte der jüdische Schriftsteller Saul Ascher in seiner gleichnamigen Schrift von 1815 verwendet[86]: „Germanomanie" verstand Ascher als Reaktion auf den Siegeszug von Napoleon; gekennzeichnet durch den Wunsch, den konfessionellen Gegensatz in den deutschen Ländern zu überwinden, seien in der Germanomanie „Christentum und Deutschheit" bald verschmolzen. Um den Fanatismus zu schüren, seien die Germanomanen auf die Propagierung des Antisemitismus verfallen und in der Folge von der fixen Idee besessen, „alles Fremdartige von Deutschlands Boden entfernt zu sehen"[87]; Lob des Feudalismus, ein mystischer Katholizismus sowie die Bevorzugung altdeutscher Literatur gegenüber den Epen der klassischen Antike machten nach Ascher weitere Kennzeichen der Germanomanie aus; zu den Germanomanen zählte er nicht nur Jahn und Arndt, sondern auch die Vertre-

85 Schlegel, Friedrich: Zur Geschichte und Politik 1813 II; KFSA. Bd. 21, S. 8, F 32.

86 Ascher, Saul: Die Germanomanie. Skizze zu einem Zeitgemälde. In: Ders.: 4 Flugschriften (= Hacks Kassette 2) Berlin/Weimar 1991, S. 191–232; Ascher hat den Begriff nicht erfunden; er wurde schon ein paar Jahre zuvor auch affirmativ gebraucht, wie z. B. in einem Brief vom 10. August 1808, in dem Jean François de Bourgoing den Adressaten Charles François Dominique de Villers als „cher *complice en Germanomanie*" bezeichnete. Zit. nach Weiss, Hermann F.: Funde und Studien zu Heinrich von Kleist. Tübingen 1984, S. 134; zur Broschüre und zur zeitgenössischen Auseinandersetzung siehe neben Hacks, Ascher gegen Jahn, wie Anm. 71,: Hagemann, Karen: „Mannlicher Muth und Teutsche Ehre". Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens (= Krieg in der Geschichte 8) Paderborn [u. a.] 2002, S. 242–270.

87 Ascher, Germanomanie, „Christentum": S. 199, „Fremdartige": S. 201. Schlegel, wiewohl sonst kein Antisemit, war in seiner Germanomanenphase auch zum Verfassen zumindest eines antisemitischen Gedichts fähig, in dem er den „Völkerbund" zwischen Franzosen, mal „barbarischen", mal „grindig[en]" „Pohlacken", Türken und Juden beklagte; die letzte Strophe lautet: „Gleich sind an Werth dann die zwei Nationen, / Franzosen, die frech lügend alles rauben, / Der Jud, der alle faßt mit Wuchers Zacken." Körner, Josef: Politische Trutzlieder der Brüder Schlegel. In: Die Literatur. Monatsschrift für Literaturfreunde 26 (1923/24) S. 713–716, hier 714. Schlegel, Friedrich: Neuer Völkerbund. In: Ders.: Dichtungen; KFSA. Bd. 5, München [u. a.] 1962, S. 515.

ter der romantischen Schule, explizit Tieck, Schelling, Zacharias Werner, Friedrich Schlegel und Adam Müller.[88]

Die beiden Letzteren aber wurden nach dem Wiener Kongress von Metternich ins deutsche Ausland – Schlegel nach Frankfurt, Müller nach Leipzig – geschickt, um von dort aus an der „Bearbeitung der öffentlichen Meinung in Deutschland" im Sinne österreichischer Politik zu arbeiten.[89] Diese war jedoch schon aus Gründen der staatlichen Selbsterhaltung den Zielen der Germanomanen entgegengerichtet. Die Schriftsteller, die zur Germanomanie beigetragen hatten, wurden somit zu den offiziellen Gegnern eben dieser Germanomanie. Zwar versuchte Schlegel zumindest einmal von Frankfurt aus, seine in den „Fragmenten" geäußerten politischen Wünsche in der Praxis umzusetzen, doch geschah dies eher halbherzig, als er an seinen Förderer, den zum Hofbauerkreis gehörenden Grafen Franz von Széchényi einen Brief schickte, in dem er anregte, die deutsche „Auswanderungslust" anstatt in die USA doch nach Ungarn zu lenken. Dorothea Schlegel bemühte sich drei Wochen später gegenüber Széchényi, dieses Ansinnen, von dessen Unpässlichkeit sie wohl überzeugt war, zu bagatellisieren: Die „Auswanderungs Sache" sei nur „eine gute gemeynte patriotische Phantasie von Schlegel" gewesen und demnach nicht weiter ernst zu nehmen.[90]

Wenige Jahre später sollte Schlegel seine deutschnationalen Ansichten noch revidieren, als er in seinem „Signatur"-Aufsatz antinationale Akzente setzte: Er äußerte darin Kritik am „vermeintlich patriotische[n] Nationalhaß"[91]:

„Denn wer könnte *jetzt* wohl noch, überhaupt oder auch nur ganz praktisch genommen, den einseitigen und beschränkten Standpunkt eines, wenn auch nicht ganz ungerechten, wenigstens nicht unmotivierten Nationalhasses festhalten?"[92]

88 Ascher, Germanomanie, S. 201 f., 206.
89 Foit, Johann: Die publizistische Tätigkeit Friedrich Schlegels in Wien. Dissertation Universität Wien 1956, S. 131.
90 Friedrich Schlegel an Széchényi, Frankfurt am Main 7.6.1816; Dorothea Schlegel an Széchényi, Frankfurt am Main 28.6.1816. In: Bleyer, Jakob: Friedrich Schlegel am Bundestage in Frankfurt. Ungedruckte Briefe Friedrich und Dorothea Schlegels nebst amtlichen Berichten und Denkschriften aus den Jahren 1815 bis 1818. München/Leipzig 1913, S. 43–48, Zitate S. 44, 47.
91 Schlegel, Friedrich: Signatur des Zeitalters; KFSA. Bd. 7, S. 491.
92 Ebd., S. 490.

Gänzlich distanzieren wollte Schlegel sich demnach von seiner „Germanomaniephase“ nicht, doch beklagte er, dass nun „*alles* sogleich *zur Partei*“ und vom „*Ultrageiste*“ ergriffen wurde.[93]

Adam Müller wiederum verfasste von Leipzig aus Berichte über die in Deutschland herrschende Lage, die Metternich in seiner Haltung gegen den Deutschnationalismus bestärken mussten. Müller informierte den Staatskanzler nicht nur über die wilde Hetze gegen Saul Aschers „Germanomanie“-Schrift, sondern auch über die Vorkommnisse beim Wartburgfest, über die Verwicklung deutschnationaler Studenten und Universitätsprofessoren in den Mord an Kotzebue sowie die antijüdische Pogromstimmung in Preußen.[94]

Die Karlsbader Beschlüsse, bestimmt kein Produkt romantischer Politik, hatten auch zur Aufgabe, der grassierenden Germanomanie Grenzen zu setzen; ihre Funktion war nach dem Wiener Germanisten Gerhard Scheit auch die einer „relativ stabile[n] Barriere gegen das antisemitisch strukturierte deutsche Nationalbewußtsein“.[95] Es zählt zu den Widersprüchen und zu den unromantischen, unbeabsichtigten Ironien, die Leben und Wirken nicht nur der Wiener Romantiker bestimmten, dass sie als ehemalige Germanomanen in der Spätphase ihres Lebens zumindest indirekt an der Bekämpfung eben dieser Germanomanie mitzuwirken hatten.

2.3. Vorboten der Auseinandersetzung: Der „Neue Wiener Musenalmanach“, und Joseph Franz Ratschkys „Herzenserleichterungen“

Wien bedurfte, wie Wynfrid Kriegleder in seinem Aufsatz zur „Romantik in Wien“[96] eindrucksvoll dargelegt hat, nicht erst der Reisewelle der Romantiker um 1808, um die Romantik als neue ästhetische Bewegung wahrzunehmen. Als zwei Jahre nach der Einstellung des josephinisch ausgerichteten „Wienerischen Musenalmanachs“ (begründet 1777 durch Joseph Franz Ratschky, eingestellt 1796) im Jahr 1798 der „Neue Wiener Musenalmanach“ zunächst noch anonym erscheint, prangt auf dessen Titelblatt schon das Bildnis Goethes, was zumindest den altjosephinischen Intellektuellen, die noch der Partei Nicolais zuzuordnen waren, als antiaufklärerische Provokation er-

93 Ebd., S. 492.
94 Baxa, Jakob (Hrsg.): Adam Müllers Lebenszeugnisse. München/Paderborn/Wien 1966. Bd. 1, S. 1118, 1124–1127; Bd. 2, S. 76–79, 91–93, 203–206.
95 Scheit, Gerhard: Verborgener Staat, lebendiges Geld. Zur Dramaturgie des Antisemitismus. Freiburg i. Br. 1999, S. 210.
96 Kriegleder, Romantik, S. 361–375.

scheinen musste. 1800 erscheint der zweite Jahrgang besagten Musenalmanachs, diesmal fungiert Franz Anton de Paula Gaheis, ein katholischer Priester, als Herausgeber, und zumindest ansatzweise sind „neuere literarische Trends wie die Sonetten- und Epigrammenmode oder Ansätze zu einer pathetischen Hochstillyrik aufgegriffen“[97]. Als die Sache gar zu bunt wurde, formierte sich dagegen ein aufklärerischer Zirkel, der sich von 1801–1806 im „Österreichischen Taschenkalender“ deutlich zu den neuen Umtrieben äußerte. Ratschky veröffentlichte darin 1805 ein bereits 1803 verfasstes satirisches Gedicht mit dem Titel „Herzenserleichterungen an die Herausgeber der neuesten Musenalmanache“. Es mag mit Gaheis zusammenhängen oder erstaunlicher Zufall sein, wie klar Ratschky schon 1803 eine spezifisch österreichische Romantik als dynamisches, katholisierendes und rückwärtsgewandtes Unternehmen mit seinem Mitbegründer Friedrich Schlegel in Verbindung zu bringen wusste, so als hätte er geahnt, dass dieser Wien 1808 als frischer Konvertit betreten würde. Darin heißt es unter anderem:

„Zumal verschont uns mit euern Romanzen
Voll Assonanzen und Dissonanzen
Mit dieser leidigen Makulatur
Aus Schlegels berüchtigter Manufaktur,
Mit eurer rüstigen Pseudopetrarke
Langweiligen frostigem Klinggedichtquarke,
Mit manchem albernen Hochzeitswunsch,
Mit Rundgesängen bei Bischof und Punsch,
Mit schalen Legenden voll mystischer Wunder
Und all dem epigrammatischen Plunder,
[…]“[98]

Zum anderen ist es auch erstaunlich, wie klar schon hier die narrative Strategie in der Bekämpfung der als fremdländisch empfundenen deutschen Romantik vorgezeichnet ist, die dann später 1807–1809 der Hauptgegner der Romantik in Wien, das „Sonntagsblatt“ von Thomas West, bis ins Letzte ausreizen sollte: die Satire.

97 Ebd., S. 363.
98 Hier zit. nach Kriegleder, Romantik, S. 362.

2.4. Romantisches Sprechen in Wien und rhetorische Strategien ihrer Bekämpfung

2.4.1. Von der unwillkürlichen Differenz des Signifikats zu (s)einem Signifikanten

Doch was war die Romantik selbst, oder einfacher, was waren die Romantiker, als sie 1808 nach Wien kamen? Friedrich Schlegel sagt sich an vielen Stellen seines Briefverkehrs bereits vom frühromantischen Desaster in Jena los (obwohl er gerne mit August Wilhelm Schlegel ein neues „Athenäum"-Projekt gegründet hätte), geht auf Distanz zu Clemens Brentano und Achim von Arnim (z. B. zu dessen „Des Knaben Wunderhorn"). Auch Ludwig Tiecks Nibelungenunternehmungen scheinen ihn mitunter zu verwirren.[99] Auf der anderen Seite blickte später aber auch Clemens Brentano skeptisch nach Friedrich Schlegels Unternehmungen in Wien. Er ist voll der „innigen Verachtung" „für Müller und Schlegel, die ihr Vaterland, dem sie alle ihre Bildung verdanken, verließen in edler Not, um an den Trüffeln Wiens zu fressen".[100]

Ich möchte die daraus resultierende und bis ins Paradoxe hineinreichende „Begriffsunsicherheit" rund um das „Romantische der Romantiker" in Wien kurz an zwei längeren Zitaten veranschaulichen:

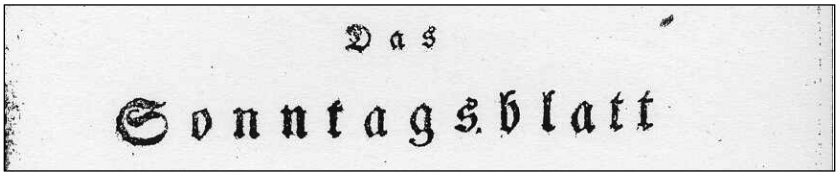

Abb. 1: Titelblatt des „Sonntagsblatt" (Ausschnitt)

99 Vgl. zu dieser Entfremdung den überaus aufschlussreichen Brief Friedrich Schlegels an seinen Bruder, Paris 26.3.1804. In: Körner, Krisenjahre, Bd. 1, S. 65–69 und Kommentar.

100 Brief Brentanos an Achim von Arnim, März/April 1812. In: Steig, Reinhold (Hrsg.): Achim vom Arnim und Clemens Brentano (= Achim von Arnim und die ihm nahe standen; 1) Stuttgart 1894, S. 299.

Das erste Zitat ist dem bereits oben erwähnten „Sonntagsblatt“[101] von Thomas West[102] entnommen. Darin heißt es:

„Die Systeme vervielfältigten sich, wie der Kenntnisse weniger wurden. Die Begebenheiten der politischen Welt vermehrten die allgemeine Verwirrung der Gemüther; und, wie ihre Constitution, so schien der alte, gute Verstand der Deutschen in dieser Fluth und Grundlosigkeit der Meinungen unterzugehen. Alle Fächer wurden vermengt; die Erfahrung und die klassische Literatur machten der Wissenschaft des Absoluten Platz; man regierte Staaten und heilte Kranke, nach demselben Prinzip, nach dem man ein Sonett oder eine Tragödie schreibt. Die neue Ästhetik entstand und die Poesie des Poetischen; ein Ungeheuer, das, wie Saturn und die französische Revolution, seine eigenen Kinder verzehrt.“[103]

Abb. 2: Titelblatt des „Prometheus“ (Ausschnitt)

Das zweite Zitat stammt nun aus der ersten explizit auf die „Neue Schule“ zurückgreifenden Zeitschrift in Österreich, dem „Prometheus“ (1808–1809)[104]. Es ist von August Wilhelm Schlegel verfasst und beschreibt

101 Zum Sonntagsblatt vgl. v. a. König, Artur Karl: Das Sonntagsblatt von Thomas West (Joseph Schreyvogel). Dissertation Universität Wien 1914 und Hilzensauer, Brigitte: Das Sonntagsblatt. Ein Beitrag zur Romantik-Kritik in Österreich. Dissertation Universität Wien 1976. Zusammenfassend: Seidler, Vormärz, S. 99–111.

102 Das Pseudonym steht für Joseph Schreyvogel (1769–1832). Zu Joseph Schreyvogel vgl. Buxbaum, Elisabeth: Joseph Schreyvogel: der Aufklärer im Beamtenrock (= Literarhistorische Studien 10) Wien 1995. Allgemeines zum Autor, vor allem in Hinblick auf seine Tätigkeit als Burgtheaterdirektor (1813–1832), findet sich auch in den oben angeführten Literaturgeschichten und Überblicksdarstellungen zum österreichischen Biedermeier und Vormärz. Hinzuweisen ist noch auf die Darstellung bei Bauer, Roger: Réalité – Royaume de Dieu. Etudes sur l’originalitè du théâtre viennoise dans la premiére moitié du 19e siècle. Gembloux 1965, S. 373–391.

103 West, Thomas: Sonntagsblatt, Bd. 1, 1807, Nr. 10 u. 11, S. 188 f.

104 Darüber hinaus sollte man hier den großen Weimarer Einfluss nicht verschweigen, namentlich die Beiträge Goethes. Als Herausgeber der Zeitschrift fungierten für die ersten vier Hefte (alle 1808) Leo von Seckendorf (1775–1809) und Joseph Ludwig von Stoll

die Hochzeitsfeierlichkeiten von Franz I. mit Maria Ludovica Beatrix von Österreich:

„Gegen die dazu bestimmte Stunde füllten sich die stufenweise erhöhten Sitze mit allen Damen des Hofes mit auserlesensten Schmuck, die Plätze gegenüber mit den ersten Staats- und Hofbeamten, das ganze mittlere Schiff mit einer Menge Generale, dann mit der vom Altare herabkommenden ehrwürdigen Geistlichkeit, an der Spitze der Erzherzog Carl, Administrator des Bistums Waitzen, den bischöflichen Hirtenstab führte, und unter deren Vortritt des Kaisers Majestät die ehrbare Braut empfing. […] Die Ordnung an den Eingängen der Kirche und Hofburg war musterhaft. [Keineswegs also drängten die einen sich hinein und die anderen sich hinaus, wie Goethe dies befürchtet hatte; s.o.; Anm. CMA] Nirgends durften unangenehme Mittel gebraucht werden, um ihre Störung zu verhüten, und ungeachtet des Zudringens einer unübersehlichen Bevölkerung, wurde die Freude des Tages nicht durch den geringsten Unfall getrübt."[105]

Die unwillkürliche Differenz von einem Begriff zu einem Gegenstand könnte genauer nicht beschrieben sein. Da gibt es auf der einen Seite Joseph Schreyvogel, der 1794 Wien aufgrund des Jakobinerverdachtes zwei Jahre lang in Richtung Jena verließ und der im Dienste einer „verspäteten Aufklärung" argwöhnisch die ersten Aktivitäten der Gebrüder Schlegel und ihres Umkreises in Wien dokumentierte.[106] In seiner unter dem Pseudonym Thomas West gegründeten Zeitschrift versucht er der proteischen Romantik begrifflich Herr zu werden. Seine Vorstellungen vom Romantischen sind nach wie vor der bedrohlichen Dynamik des Revolutionären verpflichtet, der ästhetischen Willkür, dem Umstürzlerischen, kurz: einer „progressiven Universalpoesie".

(1778–1815). Seckendorf stirbt 1809 und so gibt Stoll das letzte Doppelheft alleine heraus. Zur Zeitschrift „Prometheus" vgl. Hauser, Rudolf: Die Zeitschrift „Prometheus" Wien 1808. Dissertation Universität Wien 1925 sowie Seidler, Vormärz, S. 117. Zum Mitwirken Johann Wolfgang Goethes und dessen Einfluss auf die Zeitschrift vgl. auch Sauer, August (Hrsg.): Goethe und Österreich. Briefe und Erläuterungen, 2. Teil (= Schriften der Goethe-Gesellschaft 18) Weimar 1904, S. 48–69 u. Anm.

105 Schlegel, August Wilhelm: Über die K. K. Vermählungsfeier Franz I. mit Maria Ludovica Beatrix von Österreich. In: Prometheus. Heft 1, Anzeiger, 1808, S. 5 u. 7.

106 Zur Auseinandersetzung von Joseph Schreyvogel mit den Herausgebern der Zeitschrift „Prometheus" vgl. auch Sauer, Goethe, Einleitung XVII–XXII.

Auf der anderen Seite ist da ein Gründungsmitglied der deutschen Romantik, August Wilhelm Schlegel (der erwiesenermaßen in seiner Anbiederung an die österreichische Staatsführung nicht annähernd so weit gegangen ist wie sein Bruder Friedrich), der durch seine Sprache in der Beschreibung der kaiserlichen Hochzeitsfeierlichkeiten ein völlig anderes Bild eines Romantikers entstehen lässt. Eines, das die Harmonie (zu diesem Zeitpunkt vielleicht bereits unwiederbringlich verlorener) hierarchisch-feudalistischer Ordnungen heraufbeschwört und die Schönheit ihres gesellschaftlichen Funktionierens preist.

Umso erstaunlicher ist also die vehemente Ablehnung, die die Romantiker mancherorts in Wien erfahren mussten. Friedrich Schlegel lamentiert über das „Sonntagsblatt":

„Im Sonntagsblatt werden wir fortdauernd angegriffen. Es ist eben wie überall. Die Freunde und Guten sind schläfrig und ungeschickt, die Feinde und Platten unermüdlich geschäftig."[107]

(Vermittelte) Eigendefinition und Fremdbeobachtung von „Romantik" treten speziell in Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in höchstem Maße widersprüchlich zu Tage. Was man sich unter Romantik in Wien vorgestellt hatte und wie sich Romantik in Wien selbst gerne verstanden gewusst hätte, sind also keinesfalls kongruente Modelle.

2.4.2. Von der Instrumentalisierbarkeit der narrativen Strategien und einigen poetologischen Zwängen

Bei weiterer Betrachtung des Quellenmaterials wird dieses Problem zusehends komplexer: Die Romantik-Kritik in Wien, die sich durch den missionarischen Eifer der deutschen Romantik herausgefordert fühlt, scheint sich mitunter narrativer Strategien ihrer Gegnerschaft zu bedienen, und die Romantiker ihrerseits wiederum waren in Hinblick auf den Erfolg ihrer Projekte vor Ort gezwungen, ihrem unverhohlenen Assimilationsbedürfnis auch sprachlich adäquat Ausdruck zu verleihen – was verständlicher Weise eine

107 Brief Friedrich Schlegels an seinen Bruder August Wilhelm, Wien 10.9.1808. In: Körner, Krisenjahre, Bd. 1, S. 613–615, hier 614.

parteiisch strukturierte (Romantik vs. Romantikgegner) widerspruchsfreie Dechiffrierungsarbeit von „Romantik in Wien" schlichtweg untersagt.[108]

Pointiert formuliert ließe sich der Zustand aus Sicht der Romantiker wie folgt zusammenfassen: Solchermaßen den Blick auf die narrativen Strukturen der ablehnenden Romantikrezeption gelenkt, erscheinen mitunter diese Texte zuweilen romantischer denn das eigene Geschreibsel. Oder wie es die Geheime Gesellschaft des „Sonntagsblattes" selbst in einem Manifest formuliert:

„Wir wollen den Teufel des Unsinns, durch den obersten und unsinnigsten der Teufel, austreiben."[109]

Dass dies seine Logik in der dichterischen Gattung der Satire hat, liegt auf der Hand, wird aber zuweilen ignoriert, wenn da in der Forschungsliteratur vom „Sonntagsblatt" ganz pauschal als antiromantischem Organ gesprochen wird. Denn dies hat nur seine Richtigkeit der ideologischen Tendenz nach, nicht aber wenn es darum geht, Romantikrezeption auch als Übernahme narrativer Strukturen genuin romantischen Sprechens zu verstehen.

Betrachten wir also kurz das textuelle Konzept des „Sonntagsblattes": Da zieht sich ein an der Kunst Gescheiterter (dabei empfindet er sinnigerweise

---

108 Dass diese Begriffsunsicherheit auch manch bizarres (un-)freiwilliges Dichteropfer gefordert haben mag, könnte ein Seitenblick auf den der josephinischen Beamtentradition entstammenden Franz Grillparzer belegen, der aus seiner zunehmenden Abneigung gegen die Romantiker (allen voran gegen Friedrich Schlegel, und auch er schreibt lyrische Satiren auf die Romantik, z. B. Polykrustes) kein Geheimnis machte. Sein erster großer Theatererfolg sollte 1817 „Die Ahnfrau" sein, uraufgeführt am Theater an der Wien von keinem Geringeren dazu animiert als von Schreyvogel selbst alias Thomas West, der Freund und große Förderer von Grillparzer. Das Stück, das zweifellos unter dem großen Einfluss von Zacharias Werners „Schicksalstragödienkonzept" steht (also des romantischen Dramatikers schlechthin), hat eine ganze „Ahnfraudebatte" [vgl. dazu das Kapitel bei Seidler, Vormärz, S. 194–213 und Anm.] in Wien nach sich gezogen und Grillparzer wurde bereits wenige Wochen nach Uraufführung seines Stückes auf der Bühne der Vorstadt als schicksalswütiger Romantiker verhöhnt. So geschehen in Karl Meisls Ahnfrauparodie mit dem Titel „Die Frau Ahndl". Damit nicht genug, nahm sich der Autor nun vor, nicht mehr verkannt zu werden und schrieb als nächstes das klassischste aller klassischen Stücke: „Sappho" (1818 Uraufführung am Hofburgtheater). Wie aber Gerhard Scheit völlig zurecht in seiner Grillparzermonographie [i.e. Scheit, Gerhard: Franz Grillparzer. Reinbek bei Hamburg ^{3}1999] festgestellt hat, geriet dem Autor dieses Stück zu einer Verteidigung des transzendenten Kunstideals, das nicht zuletzt in Jena ausgebrütet wurde. Dass Grillparzer dennoch Romantisches nicht nur unfreiwillig in sein Werk einfließen ließ, dafür spricht vieles, etwa sein mit fantastischen Motiven vollgepacktes und durch die Zauberdramaturgie des Wiener Volkstheaters gebrochenes Stück „Der Traum ein Leben" (uraufgeführt 1834) oder die späte Erzählung „Der arme Spielmann" (erschienen 1847).

109 West, Sonntagsblatt, Nr. 49, S. 352.

Goethes „Wilhelm Meister" als eine Parodie seiner selbst) in seine Schreibstube zurück und gründet mit sich selbst unter falschem Namen eine „geheime Gesellschaft".[110] Ihr gehören konsequenterweise ebenfalls nur Rückzugsexistenzen an, die irgendwie die Möglichkeiten des bürgerlichen Lebens ausgeschöpft zu haben scheinen.[111] So treffen sie sich zur Herausgabe des Kritikerblattes, schreiben einander Briefe[112], erzählen einander Träume[113], streiten über Theateraufführungen[114], verabreden sich mit anderen Menschen zum Duell[115], geben Wörterbücher heraus[116], korrespondieren mit Mitgliedern aus der kulturellen oder medizinischen Szene (die medizinische Ästhetik des Dr. Wiederhold)[117], geben verbotene Einblicke in die Machtstrukturen des Kunstbetriebes[118], treffen auf Leute, die Klatschmaschinen erfinden[119], betätigen sich in romantischen Sammeleditionen, Zeitschriften und dergleichen als hinterfotzige U-Boote und behaupten dann im Nachhinein, dass Hölderlin sie nicht nur auf plumpe Weise nachgeahmt, sondern regelrecht geplündert hätte.[120] Daneben schreiben sie aber schickliche Rezensionen zu Theateraufführungen, besprechen die Qualitäten neuer und alter Schauspieler, Tänzer usw.

Dezentralisiertes Bewusstsein, ästhetische Sonderbeobachtung, Devianz und Ironie sind nur einige Schlagwörter, die mir in Verbindung mit Romantik hier einfallen. Gewiss, Thomas West nimmt auch kräftig Anleihen bei den englischsprachigen moralischen Wochenblättern, allen voran bei der Zeitschrift „Spectator" von Steele und Addison (1711–1713), wie das schon Arthur Karl König in seiner Dissertation über das „Sonntagsblatt" (1914) nachgewiesen hat. Darüber hinaus hat man aber das Augenfälligste kaum wahrgenommen (auch die Dissertation über das „Sonntagsblatt" aus dem Jahre 1976 von Brigitte Hilzensauer nicht)[121], nämlich wie hoch der Anteil des

110 Vgl. die Exposition des Projektes in den Heften Nr. 1–5.
111 Ebd., Nr. 1, S. 3–11; Nr. 2, S. 25–28.
112 Vgl. Ebd., z. B. ab Heft Nr. 6 ff.: „Briefe die neueste Literatur betreffend". Aber auch über die Vorlesung von August Wilhelm Schlegel wird in Form von Briefen berichtet. Vgl. Ebd. Nr. 68, 70, 71, 72, 75 und 86.
113 Vgl. Ebd. v. a. Brinks Traum in Heft Nr. 8 und Nr. 27.
114 Vgl. dazu Ebd., die zahlreichen Besprechungen von Theateraufführungen ab Heft Nr. 6 ff.
115 Vgl. Ebd., Heft Nr. 9.
116 Vgl. Ebd., ab Heft Nr. 42.
117 Vgl. Ebd., ab Heft Nr. 8.
118 Vgl. dazu etwa die Geschichte der Familie Dunse ab Heft Nr. 53.
119 Erstmals Ebd., Heft Nr. 37.
120 Vgl. Ebd., Heft Nr. 53, S. 22.
121 Hilzensauer, Beitrag zur Romantik-Kritik.

parodierten Textes (Struktur und Lexikon der romantischen Sprache) eben in der Parodie selbst sein muss, um als Textsorte „Parodie" erst zu funktionieren.

Ein letztes konkretes Textbeispiel dazu: in „Brinks Traum" entlässt uns West in eine mehrschichtige Erzählstruktur von schizophrener Traum- und Reflexionsarbeit, dem so beliebten romantisch-fantastischen Spiel mit relationalen Wirklichkeitsebenen:

Brink, ein Mitglied der Geheimen Gesellschaft, ist über der auf dem Tisch ausgebreiteten „Charte von Europa"[122] eingeschlafen und träumt, dass er gestorben sei. In seinem Sarg bewegt er sich mit zunehmender Beschleunigung nach unten, bis dieser hart auf der Erde aufschlägt und zerschellt. Der Tote erwacht in sein Tot-Sein und es stellt sich ein eindeutiges Bewusstsein dieses Totseins über ein Gespräch mit dem benachbarten Toten ein, der sich als der bereits hundert Jahre zuvor verstorbene Thomas West zu erkennen gibt (- nur um kurz innezuhalten: Thomas West ist, wie wir also wissen, das Pseudonym für den Herausgeber des „Sonntagsblattes", Josef Schreyvogel, die Figur Brink aber ebenso, auch wenn Schreyvogel durch West den Leser glauben machen will, dass Brink eine reale Person des Kritikerkreises rund um das „Sonntagsblatt" ist).

Brink folgt dem hellen „Punkte ohne Schein", welchen ihm West vorausträgt. Die beiden gelangen so wieder auf die Erde, auf der es Tag ist, und so marschieren West und Brink der Donau entlang auf die „östliche Hauptstadt des Reiches" zu, die eigentlich aus zwei Städten besteht. Leider ist der Text Fragment geblieben, und so werden wir wohl nie erfahren, ob es neben Budapest noch eine weitere östliche Hauptstadt an der Donau des Reiches gegeben haben mag. Dass West uns darüber mit Sicherheit Auskunft hätte geben können, ist anzunehmen. Schließlich weist er Brink vehement zurecht, als dieser die Widersinnigkeit von Spazierengehen und Totsein argumentiert:

„‚Nach dem Tod ist nichts widersinnig', sagte er. – "[123]

3. Der Umgang mit dem gesprochenen und geschriebenen Wort

Thema dieses Abschnitts sind die von Intellektuellen und Politikern in Österreich praktizierten Umgangsweisen mit dem gesprochenen und geschriebenen Wort; um dieses als bedrohlich empfundene Wort zu regulieren und zu

122 West, Sonntagsblatt, Bd. 1, S. 129.
123 Ebd., S. 131.

kontrollieren, wurde eine umfassende Kommunikationsmaschinerie in Gang gesetzt, die sich keineswegs allein in Anwendung von Zensur erschöpfte.

3.1. „Ihre Taten waren Zeitschriften" (Carl Schmitt)

Die Wichtigkeit des Mediums Zeitschrift für die Praxis der Romantik hat indirekt auch der deutsche Philosoph und Jurist Carl Schmitt zugestanden: In seinem erstmals 1919 erschienenen Buch „Die politische Romantik" behauptete er, unter explizitem Bezug auf Friedrich Schlegel und Adam Müller: „Ihre Taten waren Zeitschriften."[124] Formuliert ist dieser Satz in polemischer Absicht. „Ihre Taten waren Zeitschriften" soll heißen: „Ihre Taten waren *nur* Zeitschriften." Zielscheibe ist die politische Folgenlosigkeit der romantischen Exzesse eines Adam Müller und Friedrich Schlegel.

Schmitts Darstellung hatte ein klares politisches Ziel, er wollte verhindern, dass von Seiten der sich formierenden faschistischen Bewegungen auf die Tradition der deutschen Romantik positiv Bezug genommen werden könnte, ein Ziel, das er nicht ganz erreichte, NS-Organisationen nahmen bekanntlich sehr wohl Bezug auf von Romantikern formulierte Positionen.[125] Zugleich lässt sich aber unschwer erkennen, dass Schmitts „Politische Romantik" auch ein persönliches Ziel hatte: Die Schrift des späteren Nationalsozialisten ist durchzogen von einer gewaltigen Angst gegenüber romantischer Begriffsverwirrung[126], Angst vor der „Aufhebung aller Grenzen" und gegenüber der „Promiskuität der Worte"; der Jurist wirft den Romantikern vor, zu keiner „juristischen Struktur des Denkens" fähig zu sein, er beklagt die „Verwischung aller Kategorien", konstatiert, dass die Romantiker unfähig seien zu hassen und polemisiert nicht zuletzt gegen die „unmännliche Passivität" und die „feminine Schwärmerei".[127] Der Kriegsfreiwillige, aber zum Fronteinsatz Untaugliche versichert sich darin, während der Endphase des Ersten Weltkriegs und der Oktoberrevolution, der eigenen Identität; anders formuliert: Schmitts' „Poli-

---

124 Schmitt, Romantik, wie Anm. 74, S. 51.

125 Klausnitzer, Ralf: Blaue Blume unterm Hakenkreuz. Die Rezeption der deutschen literarischen Romantik im Dritten Reich. Paderborn [u. a.] 1999. Siehe auch Hacks, Peter: Die Maßgaben der Kunst. Gesammelte Aufsätze 1959–1994. Hamburg [3]1996, S. 246.

126 Zur niemals wirklich konsequenten Strategie der „Verwirrung" bei Schlegel siehe Arendt, Hannah: Rahel Varnhagen. Lebensgeschichte einer deutschen Jüdin aus der Romantik. München [10]1998 (London 1957), S. 74–77.

127 „Aufhebung": Schmitt, Romantik, wie Anm. 74, S. 91; „Promiskuität": S. 113, „juristischen Struktur": S. 138, „Verwischung": S. 174, „Passivität": S. 176, „Schwärmerei": S. 162.

tische Romantik" ist ein Kandidat für die Aufnahme in die Literaturliste von Klaus Theweleits „Männerphantasien".[128]

Was den hier gewählten Umgang mit Carl Schmitt, jenem Apologeten klarer Entscheidungen, Ordnungsfanatiker und Adepten der Norm betrifft, so wollen wir in der Tradition Walter Benjamins[129] von ihm herausgearbeitete Positionen gegen seine Intentionen verwenden, Erkenntnisse von ihm in jenes „ewige Gespräch" aufnehmen, das Schmitt als romantisch verabscheute.[130]

Ausgehend vom Satz „Ihre Taten waren Zeitschriften" soll nun die Stellung der Zeitschriften im habsburgischen Staatsapparat in den Jahren der antinapoleonischen Kriege und der beginnenden Restauration skizziert werden.

Diese Zeitschriften, so die These, dienten der Bändigung des Exzesses des geschriebenen und gesprochenen Worts.[131] Diesem Wort wird in jenem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts – und für diesen Zeitraum beanspruchen die folgenden Aussagen Gültigkeit – eine große Wirkungskraft zugewiesen, eine Wirkungskraft, die staatliche oder zumindest halbstaatliche Reaktionen erfordert; von diesen Umgangsweisen mit dem gesprochenen und geschriebenen Wort sind drei besonders hervorzuheben:

1. ZENSUR wider die kranken Fantasien
2. PRÜFUNG der literarischen Produkte durch Rezension (was schon nicht zensuriert werden kann, wird zumindest rezensiert)
3. BEGRENZUNG und Berichtigung des Gerüchts

---

128 Theweleit, Klaus: Männerphantasien. 2 Bände. Reinbek bei Hamburg 1980; zu Schmitt u. a. Sombart, Nicolaus: Die deutschen Männer und ihre Feinde. Carl Schmitt – ein deutsches Schicksal zwischen Männerbund und Matriarchatsmythos. München/Wien 1991; Bohrer, Karl Heinz: Carl Schmitts Polemik gegen die Romantik als das moderne Bewußtsein. In: Ders.: Die Kritik der Romantik. Der Verdacht der Philosophie gegen die philosophische Moderne. Frankfurt am Main 1989, S. 284–311.

129 Bredekamp, Horst: Von Walter Benjamin zu Carl Schmitt, via Thomas Hobbes. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 46 (1998) S. 901–916; Weber, Samuel: Taking Exception to Decision: Theatrical-Theological Politics. Walter Benjamin and Carl Schmitt. In: Steiner, Uwe (Hrsg.): Walter Benjamin 1892–1940 zum 100. Geburtstag. Bern [u. a.] 1992, S. 123–137.

130 Schmitt, Romantik, wie Anm. 74, S. 3; dass Schmitts Buch selbst von romantischen Anklängen nicht frei war, fiel bereits Zeitgenossen auf, vgl. die Rezension von Friedrich Meinecke in: Historische Zeitschrift 121 (1920) S. 292–296.

131 Zum „Exzeß der Wörter" und dessen Bändigung durch die Historiographie vgl.: Rancière, Jacques: Die Namen der Geschichte. Versuch einer Poetik des Wissens. Frankfurt am Main 1994, insbes. S. 41–92.

Wenn im Weiteren nun Texte aus diesen Zeitschriften zitiert, paraphrasiert und verdichtet werden, um jene Erzählung zu (re)konstruieren, durch die die genannten Umgangsweisen gerechtfertigt wurden, so wird sich daran auch zeigen, wie klar und explizit diese Begründungen erfolgten.

3.2. ReZensur und BeGerüchtigung

Die Erzählung lautet folgendermaßen: Im Gefolge der Französischen Revolution sind viele deutsche und französische Schriftsteller „als Vertheidiger und Lobredner wilder Schwärmerey" aufgetreten; diese „heimlichen und öffentlichen Feinde" haben es sich zum Zweck gemacht, „den stets guten und patriotischen Sinn der österreichischen Völker zu verderben".[132] Die Monarchie wird als bedroht gesehen von diesen Schriften, von diesen „ephemere[n] Ausgeburten des Zeitgeistes, eines muthwilligen Aberwitzes, einer kränklichen Phantasie"[133]; genau dagegen richtet sich die Zensur, doch dies allein ist unbefriedigend.

Nun hätte es ein effizienteres Mittel gegen die Feinde Österreichs gegeben, und zwar eine Akademie, deren Mitglieder „die Irrthümer und Verleumdungen" durch jene Schriften aufdecken und die öffentliche Meinung hätten leiten können.[134] Im Jahr 1811 wird es als möglich gesehen, das Versäumte nachzuholen: Nun, da die Zeiten vorbei wären, wo die Gelehrten als „unruhiges Volk" betrachtet werden konnten, wo die Revolution in Europa sich „ausgebraust" hätte, Besonnenheit und Ruhe zurückgekehrt wären, würde die Regierung in der Gelehrsamkeit eine „natürliche Stütze" finden; eine Akademie könnte den Arbeiten der Gelehrten „eine nützliche Richtung geben", was „die Hauptzwecke des Staats und der Regierung" sehr befördern würde, denn Wissenschaft ist ein Dienst an der Menschheit und am Staat, ganz genauso wie der Dienst im Feld, im Bureau oder am Altar.[135] Nun, es sollte bekanntlich bis 1847 dauern, bis in Wien die Akademie der Wissenschaften gegründet

---

132 Ridler, J. W.: Nekrolog auf Anton Simon. In: Österreichischer Beobachter, 1810, Beilage Nr. 28/29 (unpaginiert).

133 Sartori, Franz: Übersicht über die literarische Thätigkeit in Oesterreich während der Jahre 1808 und 1809. In: Vaterländische Blätter, 23. November 1810/29. November 1810, Nr. 58/59, S. 413.

134 Ridler, Nekrolog, wie Anm. 132.

135 Gedanken über eine Österreichisch-kaiserliche Akademie der Wissenschaften. In: Vaterländische Blätter, 2. Jänner 1811, Nr. 1, S. 1–8, hier 2 f.

werden konnte[136], und die Universitäten wurden in der um 1810 veröffentlichten Meinung auch nicht als fähig erachtet, diesen Dienst am Vaterland in befriedigender Form zu leisten.[137] Es muss also eine andere Lösung gefunden werden.

Friedrich Schlegels Auffassung in diesen Angelegenheiten unterschied sich im Wesentlichen nicht von diesen Positionen. Nicht nur, dass einer der hier genannten Artikel in einer von ihm redigierten Zeitschrift – dem „Österreichischen Beobachter"[138] – erschienen war, stellte er in den für seinen persönlichen Gebrauch niedergeschriebenen „Fragmenten zur Geschichte", verfasst im Oktober 1809, als er sich gerade auf der Flucht vor den Armeen Napoleons in Ungarn befand, folgende Überlegungen zur Zensur an: Demnach sollten zwar „[w]issenschaftliche Werke […] in einem Staat wo Toleranz eingeführt ist, ganz frei sein", aber sie sollten „durch die indirecte Censur der *Kritik* in Aufsicht genommen" werden, um „gefährlichen Systemen und d[em] Sectengeist" vorzubeugen; diese „*Kritik als Censur*" sollte „von der Nationalakademie und von der *Universität*" nicht nur „besorgt", sondern „ihnen" geradezu „zur Pflicht gemacht" werden, genauso wie diesen Einrichtungen „auch die Redaction eines litterarischen und wissenschaftlichen Intelligenzblattes" aufzutragen sei. An der österreichischen Zensur kritisierte er, dass sie „nicht auf die Absicht des Ganzen, sondern auf einzelne Stellen" gehe.[139]

Schlegel deutete hier eine der Möglichkeiten an, die fehlende Akademie zu kompensieren, und es war dieser Weg, der in der Habsburgermonarchie bereits eingeschlagen worden war: die Schaffung eines anderen „Instituts", und zwar des „Instituts" der gelehrten Zeitschrift, die die wissenschaftliche und literarische Produktion auf ihre Verträglichkeit mit den Zielen des Staats hin überprüft.[140]

---

136 Meister, Richard: Geschichte der Akademie der Wissenschaften in Wien 1847–1947. Wien: Holzhausen, 1947; Hittmair, Otto/Hunger, Herbert: Akademie der Wissenschaften. Entwicklung einer österreichischen Forschungsinstitution. Wien 1997.

137 Gedanken (…), S. 3, wie Anm. 135.

138 Korpus, Klara: Friedrich Schlegel als Geschichtsphilosoph und Geschichtsschreiber, Politiker und Journalist. Dissertation Universität Wien 1916, S. 70–75; Mühlhauser, Josef: Die Geschichte des „Österreichischen Beobachter" von der Gründung bis zum Tode von Friedrich von Gentz. Dissertation Universität Wien 1948; Foit, Tätigkeit, wie Anm. 89, S. 84–109.

139 Schlegel, Friedrich: Zur Geschichte. 1809. October; KFSA. Bd. 20, S. 219–260, hier 234, F 8.

140 So das explizite Ziel der „Annalen der österreichischen Literatur" in einer dem ersten Jahrgang von 1802 beigebundenen unpaginierten Ankündigung (Juli 1802).

So weit zum Umgang mit dem geschriebenen Wort; doch nicht nur dieses ist bedrohlich, auch vom gesprochenen Wort geht Gefahr aus: Denn, wie schon eingangs erwähnt, die in den ausländischen Zeitungen über Österreich verbreiteten Lügen entspringen nur zu oft einer Hydra, die sich in Wien befindet und ihre Gerüchte wie Gift per Briefpost in die Welt verspritzt. Das heißt, nicht nur gelehrte, wissenschaftliche Zeitschriften sind notwendig, sondern auch Zeitschriften für ein über die Welt der Gelehrten hinausgehendes Publikum, Zeitschriften, die den falschen Gerüchten die wahren Berichte über das Vaterland entgegenhalten, Zeitschriften, deren Motto lautet: „Wahr, freymüthig, bescheiden."[141]

Zusammengefasst: Zeitschriften braucht es, weil Zensur alleine nicht ausreichend ist; die Zensur ist gezwungen, produktiv zu werden.[142]

3.3. ReZensur

3.3.1. „Annalen der österreichischen Literatur und Kunst"

ANNALEN
DER
LITERATUR UND KUNST

Abb. 3: Titelblatt der „Annalen" (Ausschnitt)

Die „Annalen der österreichischen Literatur und Kunst" (zeitgenössische Kurzform: „Annalen") erschienen im Zeitraum von 1802 bis 1812, mit einer Unterbrechung im Jahr 1806.[143]

---

141 So das Motto der „Vaterländischen Blätter".

142 Zur Produktivität von Macht: Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main[9]1991 (Paris 1975), S. 249 f.; zum Verhältnis von Zensur und Rezension siehe auch: Haase, Fee-Alexandra: Censura und recensio. Zensur und Rezension. In: fachpublikation.de. http://www.fachpublikationen.de/dokumente/01/24/index.html [2.4.2002]

143 1802: „Annalen der österreichischen Literatur!"; 1803–1805: „Annalen der Literatur und Kunst"; 1807–1808: „Neue Annalen der Literatur und Kunst des österreichischen Kaiserthumes"; 1809: „Annalen der Literatur und Kunst in dem oesterreichischen Kaiserthume"; 1810: „Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes"; 1811–1812: „Annalen der Literatur und Kunst in dem oesterreichischen Kaiserthume". Verleger: Doll: 1802,

Im Wesentlichen handelte es sich dabei um eine Rezensionszeitschrift, in der die in oder über Österreich publizierten Neuerscheinungen besprochen wurden und die ergänzt war um ein „Intelligenzblatt", in dem u. a. Vorlesungsverzeichnisse der Universitäten, Preisfragen sowie Biographien von für bedeutend gehaltenen Literaten und Forschern abgedruckt wurden.

Explizite Aufgabe der „Annalen" ist zum einen die Aufmunterung schüchterner Gelehrter, zum anderen die Zurechtweisung von „Schriftsteller[n], die ihrem Vaterlande und ihrer Wissenschaft wenig Ehre machen".[144] Sie übernehmen damit die Funktion einer „Aufklärungs-Policey"[145]: Um Wohlfahrt und Wahrheit bemüht, bekämpfen sie Aberglauben und verworrene Ideen.

Die Rezensionen wie auch die meisten Artikel in dieser Zeitschrift erfolgen anonym, wie auch für die meisten anderen offiziösen Zeitschriften gilt, dass die Beiträge in der Regel ohne Autorenangaben erfolgen; einige der Redakteure und Rezensenten sind bekannt, und ebenfalls bekannt ist, dass sich darunter auch Zensoren befanden.[146] Die Produktivität der Zensur ist demnach wörtlich zu verstehen, gilt auch für die Subjekte der Zensur. Ihrem Selbstverständnis nach sind die „Annalen" demnach auch eine Fortsetzung der Zensur mit subtileren Mitteln; Zensur versteht sich nicht nur als ängstliche Verhinderin des wildwuchernden, gefährlichen Gedankenguts, sondern darüber hinaus als Wissenschafts- und Literaturkritik.

Zensur wird produktiv; Zensoren arbeiten oft nicht nur als Literaten und Wissenschafter, sondern sind zugleich auch Rezensenten der Werke ihrer Kollegen und seltener Kolleginnen: Die Vita des Zensors Johann Ludwig Deinhardstein, 1829 bis 1849 Redakteur der „Jahrbücher der Literatur", ist dank Sylvester Lechner bekannt[147]; die Biographien der Zensor-Rezensenten der

---

1805, 1807–1812; Degen: 1803–1804; Zu den „Annalen": Anders, Hermann: Die Wiener literarischen Zeitschriften von 1800–1815 und ihre Auseinandersetzung mit der deutschen Klassik und Romantik. Dissertation Universität Wien 1930, S. 19–33; Meißnitzer, Annalen, wie Anm. 51.

144 Ankündigung, Juli 1802, wie Anm. 140.

145 Diesen Begriff hat Wolfram Siemann zeitgenössischen badischen Akten entnommen: Siemann, Wolfram: „Deutschlands Ruhe, Sicherheit und Ordnung". Die Anfänge der politischen Polizei 1806–1866. Tübingen 1985, S. 73.

146 Namentlich Josef Köderl und Franz Sartori, vgl. Meißnitzer, Annalen, wie Anm. 51, S. 42–47.

147 Lechner, Silvester: Eine Ästhetik der Zensur. Johann Ludwig Deinhardstein als Kritiker. In: Martino, Alberto (Hrsg.): Literatur in der sozialen Bewegung. Aufsätze und Forschungsberichte zum 19. Jahrhundert. Tübingen 1977, S. 284–326; Ders.: Gelehrte Kritik und Restauration. Metternichs Wissenschafts- und Pressepolitik und die Wiener „Jahrbücher der Literatur" (1818–1849). Tübingen 1977, S. 232–250.

Jahre um 1800 und 1810 bleiben noch zu schreiben; sie nehmen zumeist eine entschieden proaufklärerische und eine manchmal – so behaupten zumindest ihre Gegner – pronapoleonische Haltung ein. So nahmen die „Annalen" bemerkenswerterweise nicht am vaterländischen Taumel des Jahres 1809 teil, sie standen damals nicht – wie dies ein Dissertant des Jahres 1935 formulierte – „in den Reihen des publizistischen Aufgebotes".[148] Belegen lässt sich dies auch anhand der Rezensionen, die in diesem Jahr veröffentlicht wurden: Besprochen wurde unter anderem ein Adressbuch der Stadt Pest, Johann Burgers „Vollständige Abhandlung über die Naturgeschichte, Cultur und Benützung des Mais oder türkischen Weitzens", der zweite Teil von Bisingers „Generalstatistik des österreichischen Kaisertums"[149], nicht zuletzt Franz Landschaus „Neu bearbeitetes Post-Reisebuch von Wien nach allen Erb- und auswärtigen Staaten Europens, zum Gebrauche der neu verfaßten Postkarte", zu beziehen unter anderem beim Herausgeber in der Rothgasse Nummer 522, 2. Stock. An letzterem Werk rügte der Rezensent, dass „der Vrf. mehr Aufmerksamkeit auf die Orthographie der Ortsnahmen verwenden [hätte] sollen, welche beynahe durchgehends ganz abscheulich geradebrecht worden sind".[150] In dem Intelligenzblatt, das den „Annalen" beilag, gab es unter anderem Berichte über Verordnungen zur Kuhpockenimpfung sowie über eine Anstalt zur Erziehung und Brauchbarmachung blinder Kinder in Wien.[151]

Die zahlreichen patriotischen Pamphlete und Hetzschriften wurden demgegenüber ignoriert, romantische Positionen explizit angegriffen: Das „Nibelungenlied", dessen Erforschung sich viele Romantiker widmen und das August Wilhelm Schlegel jedem Schulkind als Pflichtlektüre vorsetzen will[152], gilt den Annalen als „grösstentheils breit, steif und geschmacklos".[153]

148 Meißnitzer, Annalen, wie Anm. 51, S. 12.
149 Adressbuch: Annalen, Februar 1809, S. 62; Mais: März 1809, S. 114–122 sowie April 1809, S. 173–177; Bisinger: Juli 1809, S. 9–20
150 Annalen, Juni 1809, S. 260.
151 Pocken: Annalen, Intelligenzblatt, März 1809, Sp. 97–104; Anstalt: Annalen, Intelligenzblatt, April 1809, Sp. 145–152.
152 Schlegel, August Wilhelm: Aus einer noch ungedruckten historischen Untersuchung über das Lied der Nibelungen. In: Deutsches Museum, 1812 [Reprint Darmstadt 1975], Bd. 1, S. 9–36, hier 21–22, 32.
153 Annalen, Juli 1809, S. 39.

3.3.2. Akademieprojekte zur Bekämpfung der „Feinde Österreichs"

Wie bereits erwähnt, verstehen sich die wissenschaftlichen Zeitschriften in ihrer Funktion, „*Kritik als Censur*" (Schlegel) auszuüben, als Ersatz für die in Österreich bis 1847 nicht vorhandene Akademie der Wissenschaften.

Das Fehlen einer solchen Akademie wird immer wieder beklagt, so auch im Jahr 1810; ausgelöst worden zu sein scheint die damalige Debatte durch eine Bemerkung des Naturwissenschaftlers Josef August Schultes in einem Reisebericht: Darin hatte der damals schon verfemte Schultes behauptet, dass ein von ihm verfasster Entwurf zu einer solchen Akademie auf Grund des Widerstands der „Jesuiten" nicht einmal in den von ihm herausgegebenen „Annalen" abgedruckt werden durfte.[154] Dieser Reisebericht wurde umgehend nach seinem Erscheinen in Hormayrs „Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst" einer vernichtenden Kritik unterzogen, mit der Einschränkung allerdings, dass Schultes mit seinem Hinweis auf das Manko eine Akademie leider Recht habe.[155] Ein halbes Jahr später wird Johann Wilhelm Ridler in der von Friedrich Schlegel redigierten Beilage zum „Österreichischen Beobachter" die Ansicht vertreten, dass eine solche Akademie ein „weit kräftigeres Mittel gegen diese Feinde Österreichs […] gewesen" wäre als die Zensur; die Mitglieder einer solchen Akademie hätten durch ihre Schriften „allgemeine Ideen berichtige[n]", „Irrthümer und Verleumdungen auf[decken]" und die „öffentliche Meinung […] leiten" können.[156] Ridler trifft sich hier mit Friedrich Schlegel, der spätestens seit seinem Pariser Aufenthalt die Gründung einer „Deutschen Akademie der Wissenschaft" betrieb[157]; auch Gedanken über eine „historische Behörde d[er] Universität und Akademie" notierte Schlegel, sie sollte „d[en] Auftrag von d[er] Regierung haben – über die *historische Wahrheit* zu wachen, die vielfältigen Mishandlungen und Entstellungen derselben zu bestreiten und zu vernichten".[158] Schlegel und eben erwähnter Ridler versuchten 1811 gemeinsam mit Josef Hammer-Purgstall den Plan einer Akademie der Wissenschaften vermutlich mit der Unterstützung

154 Schultes, Josef August: Reisen durch Oberösterreich, in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808. Tübingen 1809. Bd. 1, S. 149.

155 Einige Worte zur Charakteristik der Zeitschriften und der Zeit. In: Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, 16./18.5.1810, Nr. 59/60, S. 263–268, hier 268.

156 Ridler, Johann Wilhelm: Nekrolog auf Anton Simon. In: Österreichischer Beobachter, 1810, Beilage Nr. 28/29 (undatiert, unpaginiert).

157 Schlegel, Friedrich: Projet d'une Academie allemande a Paris [1802–1803]. In: Ders: Fragmente zur Geschichte und Politik. Erster Teil; KFSA. Bd. 20, S. 7–12.

158 Ders.: Zur Oesterreichischen Geschichte I. 1807. In: Ebd., S. 140, F 216.

Metternichs zu konkretisieren, doch zu groß waren, so zumindest Hammer-Purgstalls Darstellung, die Widerstände des kaiserlichen Leibarztes Andreas Joseph Stifft, der selbst eine wichtige Schaltstelle zwischen Zensur und Wissenschaft einnahm.[159]

Einige Jahre später wird der Plan wieder ventiliert: Auch die 1817 und 1818 bei Metternich eingelangten drei Akademieprojekte, die nämlich von Friedrich Christian Münter, Bischof von Seland, von Friedrich Tiburtius und von Friedrich Schlegel waren sich darin einig, dass sie „den Fluch der Barbarei von Europa abwenden", Literatur und Kunst von Auswüchsen säubern und die „vaterländischen Gesinnungen und rechtlichen Grundsätze" aufrecht erhalten sollten.[160] Den drei Vorschlägen gemeinsam war auch eine auf Deutschland und nicht auf die österreichische Monarchie hin orientierte Ausrichtung, was wohl mit ein Grund für die nicht zustande gekommene Ausführung war. An die Stelle der Akademie trat – wieder einmal – eine Zeitschrift, die „Jahrbücher der Literatur", deren Auflage zu 80% staatlich finanziert und zu 15% verkauft wurde und in deren erstem Jahrgang Friedrich Gentz seinen berühmten Aufsatz über beziehungsweise gegen die Pressefreiheit in England veröffentlichen sollte.[161]

3.4. BeGerüchtigung

3.4.1. „Vaterländische Blätter"

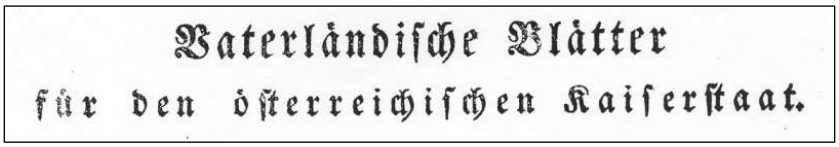
Vaterländiſche Blätter
für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat.

Abb. 4: Titelblatt der „Vaterländischen Blätter" (Ausschnitt)

159 Hammer-Purgstall, Josef Frhr. v.: „Erinnerungen aus meinem Leben". 1774–1852 (= Fontes rerum Austriacarum. 2. Abt. Diplomataria et acta; 70) Wien 1940, S. 202, 216; siehe auch Meister, Akademie, S. 17; zu Stifft: Meynert, Hermann: Kaiser Franz I. Zur Geschichte seiner Regierung und seiner Zeit. Wien 1872, S. 209.

160 Schlitter, Hanns: Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. (Ein Beitrag zur Geschichte des vormärzlichen Österreichs). In: Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte, 197, 5. Abhandlung. Wien 1921; zu Münter: S. 19–26 („Fluch": S. 25), zu Tiburtius: S. 26; Schlegel, Friedrich: Über die litterarisch politische Wirksamkeit und den dadurch auf die öffentliche Meinung zu erhaltenden Einfluss (20.11.1816); KFSA. Bd. 21, S. 406–412 („Gesinnungen": S. 411).

161 Schlitter, Gründung, S. 26 f.; zu Finanzierung und Verkauf der „Jahrbücher": Lechner, Kritik; S. 255 f.; zu Gentz' Aufsatz: Ebd., S. 180–191.

So weit Zeitschriften und Institutionen, zu deren Programm es zählte, „*Kritik als Censur*“ auszuüben. Eine andere Aufgabe kam einer Zeitschrift namens „Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat“ zu. Erschienen von 1808 bis 1820 sollten sie „die Bewohner der k. k. Erbstaaten mit sich selbst näher bekannt“ machen und „Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde“ befördern.[162]

Auf Steigerung des Patriotismus zielte auch die Erwähnung einer Begebenheit aus dem Kriegsjahr 1809, als der Fall des Schusters Georg K. Aufsehen erregte: Dieser vierfache Vater aus Neustift bei Wien habe sich gleich nach Kriegsbeginn freiwillig bei einem Landwehrbataillon gemeldet, sei mit diesem auch ausgezogen, jedoch anschließend wieder nach Wien zurückgeschickt worden, um dort gemeinsam mit anderen Landwehrmännern für ein anderes Bataillon zu werben. Georg K. fürchtete nun seine gänzliche Entlassung, „wurde düster, ängstlich, melancholisch“, „ergriff nach einer bangen Nacht […] sein Gewehr, begab sich auf den Boden seiner Wohnung, und jagte sich eine Kugel durch den Kopf“; „[s]ein ganzes Gesicht, alle Knochen, alle Muskeln sind zerrissen“. An die Adresse der „Moralisten“, die diesen Selbstmord nach ihren Ansichten „richten“ würden, richtet der anonyme Schreiber seine eigene Moral, die nämlich, dass „selbst Menschen aus den untern Volksklassen“ „hohe Begriffe“ „von der Ehre haben, zu dem schönen und großen Bunde der Vaterlandsvertheidiger zu gehören.“ Der Titel der Artikelserie, in der dieser Selbstmord Erwähnung findet, lautet: „Charakterzüge österreichischer Patrioten“[163]; Fazit der kolportierten Geschichte: Österreichischer Patriot ist, wer sich eine Kugel in den Kopf schießt.

Zumeist beschäftigten sich die „Vaterländischen Blätter“ jedoch mit weniger martialischen Themen. Typisch für sie waren unter anderem Berichte über den Safrananbau in Niederösterreich, Fabriksanstalten in Steyr, ein Schutzpo-

---

162 Ankündigung, abgedruckt u. a. im Intelligenzblatt der „Annalen“, April 1808, Sp. 176–179, hier 176; Titel seit 1815: „Erneuerte Vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat“; Verleger: Anton Straußß: 1808, 1811–1820; Degen: 1809–1810; zu den „Vaterländischen Blättern“ siehe neben Wagner, Zeitungen, wie Anm. 1, S. 236–241 auch Weiss, Funde, wie Anm. 86, S. 226 f.; Hammer, Helmut: Österreichs Propaganda zum Feldzug 1809. München 1936, S. 35–37; Meynert, Franz, wie Anm. 159, S. 215 f. Vom Themenspektrum ähnlich ausgerichtet war ein von Joseph Schreyvogel 1798 für die Übernahme der „Wiener Zeitung“ verfasstes Konzept: Glossy, Karl: Joseph Schreyvogels Entwurf einer Wiener Hof- und Staats-Zeitung. In: Biographische Blätter. Hrsg. von Bettelheim, Anton. Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung 1 (1895) S. 54–67.

163 Charakterzüge österreichischer Patrioten. (Aus der Periode der Errichtung der Landwehre und ihres Ausmarsches). In: Vaterländische Blätter, 14./17. März 1809, S. 137 f.

ckenfest in Brünn, Statistiken über den Bevölkerungsstand in ausgewählten Städten und Provinzen der Monarchie[164] oder eben Artikel über die vaterländische Geschichte wie die eingangs erwähnte, von Schlegel verfasste Ehrenrettung des Herzogs von Alba – Themen, die repräsentativ für die offiziösen Blätter der Monarchie in den ersten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts sind. Themen aber auch, die genau jenen entsprechen, die Romantiker wie E. T. A. Hoffmann in seinem bereits angeführten Zitat unter „Aufklärung" subsumieren; bleibt man innerhalb eines von Novalis in seinem Essay „Christenheit oder Europa" nahegelegten Bildes[165], so lässt sich feststellen, dass selbst in Wien und seinen Journalen sich die Erde um die Sonne drehte, ganz entgegen den romantischen Hoffnungen, die die österreichische Monarchie als von der Moderne unberührtes Reich imaginierten.

Und doch, es gibt eine Textsorte, die in den „Vaterländischen Blättern" erscheint, die sich auf den ersten Blick dagegen sperrt, in den aufklärerischen Themenkanon eingeordnet zu werden. Es sind Meldungen, die in Rubriken unter dem Namen „Warnungstafel", „Tagesbegebenheiten" oder „Miszellen" abgedruckt werden; Meldungen, deren fast jede wert wäre, in eine Kleist'sche Kurzgeschichte übersetzt zu werden: da wird berichtet von aufsehenerregenden Morden, von Frauen, die sich zur Bekämpfung des Ungeziefers Quecksilbersalbe in die Haare schmieren, darüber den Verstand verlieren und sich vor lauter Wahn in der Donau ertränken. Das Schicksal eines zweijährigen Knaben wird erwähnt, der unbeaufsichtigt beim Fenster liegt, den Riegel löst und zu Tode stürzt. Und schließlich schlägt am Abend des 30. Juni 1810 auch noch ein Blitz in die Agramer Kapelle zum heiligen Geist ein: Bei dieser Gelegenheit explodieren 300 Zentner Pulver, die dort gelagert werden. Bäume werden entwurzelt, Gräber gespalten, die ganze Stadt erzittert wie bei einem Erdbeben.[166]

Das Böse, Grausame scheint in jenen Jahren so unwiderruflich in die Öffentlichkeit getreten zu sein, dass es auch in den offiziösen Blättern der Monarchie nicht länger geleugnet werden kann. Die Berichterstattung über diese

---

164 Safran: Vaterländische Blätter, 26. August 1808, Nr. 32, S. 255–259; Fabriken: 26. Juli 1808, Nr. 23, S. 195–197; Schutzpockenfest: 14. Juni 1808, Nr. 11, S. 84; Bevölkerungsstatistiken: u. a. 15. Juli 1808, Nr. 20, S. 171–172 und 24. Jänner 1809, Nr. 5, S. 37.

165 Novalis: Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment. In: Ders.: Schriften, Bd. 3: Das philosophische Werk II. Hrsg. von Samuel, Richard. Stuttgart 1968, S. 507–524, hier 508.

166 Morde: Vaterländische Blätter, 28. September 1808, Nr. 41, S. 320 f. sowie 21. März 1809/24. März 1809, Nr. 21/22, S. 155–157; Quecksilbersalbe und Sturz des Knaben: 11.5.1810, Nr. 2, S. 20; Blitzeinschlag in Agram: 13.7.1810, Nr. 20, S. 201.

Ereignisse dient aber nicht, wie bei der Kleist'schen Bearbeitung solcher Geschichten als Sprungbrett ins Bodenlose, als Abkoppelung der Wirklichkeit beziehungsweise der Aufgabe eines mimetischen Realismus; im Gegenteil, ihre Funktion ist die Bannung des Bösen, das fixiert werden soll, dem klare Grenzen zuzuweisen sind: Reden, die über das Geschriebene hinausgehen, sollen delegitimiert werden.

Dies sicherzustellen, ist explizite Aufgabe der „Vaterländischen Blätter", die der Berichtigung der „schiefe[n] und falsche[n] Nachrichten aus und über Österreich" dienen sollen; „Aufsehen erregende Vorfälle, besonders solche, die durch Entstellung irgend einen nachtheiligen Eindruck hervorbringen könnten", sollen „schnell und wahr" zu Papier gebracht werden.[167] Nun ist es möglich, die in ausländischen Zeitungen erscheinenden Gerüchte über die in Oberösterreich herumstreifenden weißen Wölfe richtigzustellen, nun können „Polizey- und Criminal-Vorfälle […] die sonst nur von Mund zu Mund, folglich ganz entstellt herum liefen"[168], in einer offiziösen Fassung verbreitet werden. Der Anschein eines Regierungsblattes soll dabei jedoch vermieden werden: Die „Thatsachen und Ideen, deren Verbreitung Wunsch und Willen der Staatsverwaltung ist", sind „mit Entfernung des Scheines von offizieller Tendenz […] in Umlauf zu bringen".[169]

3.4.2. Zeitschriften- und Zeitungsprojekte zur Bekämpfung des „Hauptübel[s] der Deutschen Litteratur"

Habsburgische Politik ist Reaction, auch was die Medienpolitik betrifft. Es ist die napoleonische Presse, die die Politiker der Monarchie dazu zwingt, auch im Medium der periodisch gedruckten Schrift, der Zeitungen und Zeitschriften zu kämpfen. Der „Feind", so heißt es in der 1809 während des Kriegs erscheinenden „Österreichischen Zeitung", lässt „Armeen auf dem Papiere und in Worten marschiren". Gegenüber dieser „militärischen Beredsamkeit" ist herkömmliche Zensur ohnmächtig, es braucht eine andere Zensur[170]: Überlegungen dazu hatte Metternich bereits im Jahr 1805, als Gesandter in Berlin angestellt. Damals entwickelte er den Plan einer Zeitung, die „der Zensor der Nachrichten des Feindes" sein sollte; „Anmerkungen (Kommentare) der Redakteure müßten" die vom Feind gebrachten Nachrichten „kritisch be-

167 Meynert, Franz, wie Anm. 159, S. 215; siehe auch Weiss, Funde, wie Anm. 86, S. 226.
168 Der Sammler, 28. Juni 1810, Nr. 77, S. 318 (über die „Vaterländischen Blätter").
169 Meynert, Franz, wie Anm. 159, S. 215.
170 Österreichische Zeitung, 1. Juli 1809, S. 12.

leuchten und zensieren".[171] Die „Vaterländischen Blätter" waren ein erster Schritt zur Verwirklichung dieses Plans, eine regelrechte Welle von Zeitschriften- und Zeitungsprojekten setzt dann jedoch im Kriegsjahr 1809 ein.

Adressat ist keineswegs nur die preußische Regierung, der damals Adam Müller sein ganz im Sinne seiner Lehre vom Gegensatz gehaltenes Angebot macht, gleichzeitig ein Regierungsblatt und eine Oppositionszeitung zu schreiben[172]; auch österreichische Politiker erhalten Angebote von Literaten, die gegen Frankreich publizistisch in den Krieg ziehen wollen oder aber kümmern sich selbst um die Rekrutierung geeigneter Zeitungsschreiber. „Die *historischen* und *politischen* Schriftsteller werden jetzt als eine *Macht* und ein Werkzeug gebraucht", hatte Friedrich Schlegel zwei Jahre zuvor notiert und daraus die entsprechenden Schlüsse gezogen: „Macht muß gegen Macht aufgestellt werden."[173]

So wird im April 1809 die Gründung einer in Linz zu druckenden Zeitung diskutiert, bei der neben Gentz als Leiter der besagte Adam Müller als „redacteur principal" wirken soll.[174] Die Kriegsereignisse verzögern diesen Plan, Linz wird durch napoleonische Truppen besetzt. Das im Mai befürwortete Zeitungsprojekt des Prager Juristen Franz Anton Pabst wird im August abgelehnt; ebenfalls in Prag kann ab Juni Heinrich von Kleist – er hätte die in den „Vaterländischen Blättern" erschienene Geschichte des österreichischen Patrioten sicher gemocht – zunächst hoffen, mit seinem Versuch, die Zeitschrift „Germania" zu gründen, erfolgreich zu sein. Der Prager Obristburggraf und spätere Finanzminister Wallis sowie Außenminister Stadion unterstützten das Projekt[175]; Kleist richtet in dieser Angelegenheit auch einen Brief an Friedrich Schlegel, ihn doch zu unterstützen[176], doch der hatte seit März schon eigene Pläne, wie unter anderem Brentano an Arnim berichten konnte[177]: Keine

171 Hammer, Propaganda, wie Anm. 162, S. 24 f.
172 Baxa (Hrsg.), Lebenszeugnisse, wie Anm. 94, Bd. 1, S. 482–498.
173 Schlegel, Friedrich: Zur Oesterreichischen Geschichte I. 1807; KFSA. Bd. 20, S. 140, F 216.
174 Weiss, Funde, wie Anm. 86, S. 227.
175 Ebd., S. 224–234.
176 Heinrich von Kleist an Friedrich Schlegel, Prag 13. Juni 1809. In: Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke und Briefe. Hrsg. von Helmut Sembdner. München ^{9}2001. Bd. 2, S. 827 f.
177 Eichler, Herbert: Zur Vorgeschichte des „Österreichischen Beobachters". In: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 28 (1926), S. 170–181, hier 174; Clemens Brentano an Achim von Arnim, Stallwang und Landshut März–Mai 1809. In: Arnim, Achim von/Brentano, Clemens: Freundschaftsbriefe, Bd. 2: 1807 bis 1829. Hrsg. von Hartwig Schultz. Frankfurt am Main 1998, S. 571–580, hier 575.

Kleist'sche „Germania", sondern eine von Schlegel redigierte „Österreichische Zeitung" wird nun erscheinen, sie existiert von Juni bis Dezember 1809.[178] Zu ihrer Aufgabe zählt die „Berichtigung der vom Feind gegebenen Nachrichten und seiner Publikationen"; die Einwohner der Monarchie sollen „über den gegenwärtigen Stand der Dinge weder der Ungewißheit durch gänzlichen Mangel an Nachrichten, noch irrigen Begriffen durch die Ausstreuungen des Feindes und anderen unrichtigen Verbreitungen überlassen bleiben"[179], eine Spitze, die nicht zuletzt gegen die „Wiener Zeitung" gerichtet ist, die ohnehin einer nicht ausreichend antinapoleonischen Gesinnung verdächtigt wird und nun, seit der Besetzung Wiens im Mai, unter französischer Oberleitung steht.[180]

Die „Österreichische Zeitung" und ihr Redakteur sind kriegsbedingt mobil; Schlegel befindet sich nach der Flucht vor den französischen Truppen in Budapest, als er anonym in der „Österreichischen Zeitung" gegen die in Wien während der napoleonischen Besatzung eingeführte Pressefreiheit polemisiert. Er, dem die Wiener Geheimagenten noch Jahre später die „Lucinde" nachtragen werden, fragt angesichts der Veröffentlichung eines als moralisch bedenklich betrachteten Buchs, ob es „Absicht und Plan" Frankreichs sei, den „Hang zu sinnlichen Ausschweifungen" zu begünstigen anstelle zu hemmen; die „Vielschreiber- und -Leserei" trage dazu bei, so Schlegel, den „sonst so männlichen deutschen Nationalcharakter zu erschlaffen"; solange diese andauere, werde Zensur nötig sein.[181]

Die Notizbücher zeichnen ähnliche Gedanken auf: „Nicht der *Sectengeist* sondern die *Journale* sind das jetzige Hauptübel der Deutschen Litteratur", notiert Schlegel im Oktober 1809.[182] Schon Bruder August Wilhelm, der die Verderblichkeit des Buchdrucks tadelte, hatte bekannt: „I print in my own defence."[183] Das „Hauptübel der deutschen Literatur" wurde mit seinen eigenen Mitteln bekämpft.

178 Hammer, Propaganda, wie Anm. 162, S. 123–175.
179 Ebd., S. 127.
180 Wagner, Zeitungen, wie Anm. 1, S. 254–266, 284–295; siehe auch Wurm, Pressepolitik, wie Anm. 56.
181 [Schlegel, Friedrich:] Ueber die neue Wiener Preßfreyheit. In: Österreichische Zeitung, 23. September 1809, S. 107 f.
182 Schlegel, Friedrich: Zur Geschichte. 1809; KFSA. Bd. 20, S. 236, F 98.
183 Zit. nach Behler, Ernst: Die Zeitschriften der Brüder Schlegel. Darmstadt 1983, S. 75.

4. Konfliktlinien

4.1. Vom Schrecken der romantischen Sprache

Bereits oben war mit Nachdruck auf das unbestimmte des „romantischen" Sprechens in Wien hingewiesen worden; genauer auf evidente Inkongruenzen von Sprecher und seiner von ihm zu erwartenden Rede. Romantiker haben – zumindest in Wien – so romantisch nicht immer gesprochen. Verfolgt man dieses Problem weiter und vollzieht man den Schritt vom individuellen Sprecher ins Systematische der Sprache[184], dann findet man in Richard Rortys Buch über „Kontingenz, Ironie und Solidarität" überraschende Koinzidenz:

„Was die Romantiker mit der Behauptung zum Ausdruck brachten, daß Phantasie, nicht Vernunft, das zentrale menschliche Vermögen sei, war die Erkenntnis, daß die Begabung, anders zu sprechen, nicht die Begabung, gut zu argumentieren, das Hauptinstrument kulturellen Wandels ist."[185]

Der Gedanke, dass die Romantik als ein immer wieder aufs Neue anders interpretiertes kulturelles Phänomen tatsächlich so etwas sein könnte, das sich wie eine eigene Sprache doch zumindest von anderen Sprachen, die in ihrem Umfeld gesprochen werden (also auch in Wien), signifikant unterscheiden lasse, ist eben so einfach wie frappant, auch wenn freilich mit dem für Rorty distinktiven Merkmal „Phantasie" versus „Vernunft" zunächst viel zu viel und damit eigentlich noch kaum etwas benannt ist. Demnach müsste man mit Blick auf Wien etwa die gesamte präromantische Populärliteraturproduktion, also den gesamten Korpus an Abenteuer-, Ritter- und Geistergeschichten, hier dem Romantischen hinzurechnen. Diese Tradition reicht in Wien weit ins 18. Jahrhundert zurück.[186]

184 Aus linguistischer Perspektive wäre dies der Schritt von der „parole" zur „langue".

185 Rorty, Richard: Kontingenz, Ironie und Solidarität. Frankfurt am Main 1989, S. 28.

186 In der Prosaliteratur müsste man hier vor allem die Rezeption von Wielands prä-romantischen Werken, wie z. B. seinen Roman „Don Silvio de Rosalva" (1764) oder seine Märchensammlung „Dschinnistan oder Auserlesene Feen- und Geistermärchen" (1786) dafür in Anschlag bringen. Aber auch die über die Bühnenrezeption aus Deutschland nach Wien gelangenden „Volksmärchen der Deutschen" (1782–1786) von J.K.A. Musäus. Des Weiteren Dramatisierungen von Ritter- und Geisterstücken durch den Wiener Theatertexter Friedrich Hensler (1759–1825) von Christian Heinrich Spieß (1755–1799), Karl Gottlob Krammer (1758–1817) und Christian August Vulpius (1762–1827). Selbstverständlich hätte hier auch eine genauere Betrachtung der „Sagen der Vorzeit" (1787 ff.) Veit Webers seinen Platz. Im Bereich dieser „Niederungen" der literarischen Massenproduktion liegt nach wie vor ein ungehobener kulturwissenschaftlicher Schatz, den es unbedingt zu heben

Wovon man aber – folgt man Rortys These – ausgehen kann, ist, dass sich Romantik in Wien nicht nur als ein Konflikt der unterschiedlichen Argumente, sondern auch als ein Konflikt des unterschiedlichen Sprechens, genereller vielleicht sogar als einer der unterschiedlichen Sprachen lesen lässt.

Vorweg die These dieses Abschnittes: diese „andere Sprache" wird in Wien a) auch ob ihrer Unverständlichkeit angefeindet und b) sie ist – wie alle anderen Sprachen auch – kein starres Konstrukt, was für die „Romantik in Wien" besondere Bedeutung hat. Denn, wie sich an der Rede Friedrich Schlegels eindeutig zeigen lässt, erfährt das „andere Sprechen" mit Bezug auf Wien eine signifikante Änderung, welche aber – entgegen der Intention ihres Sprechers – die Verständlichkeit keineswegs zur Befriedigung aller Gesprächsteilnehmer erhöht hat.

Unterzieht man Wolfgang Goethes bereits oben zitierten Brief an Carl Friedrich Reinhard vom 22. Juni 1808, in welchem er auf die allgemein trüben Erfolgsaussichten Friedrich Schlegels in Wien angesichts „der Verstandesgährung, welche Joseph der Zweyte hervorgebracht hat" und vor Ort „noch immer im Stillen fort[wirkt]", verweist[187], einer neuerlichen intensiven Lektüre, so lässt sich erkennen, dass schon er den Finger auf die wunde Stelle gelegt hat, auf das romantische Sprachproblem. Er setzt es mit der nunmehr gewechselten konfessionellen Zugehörigkeit des Sprechers, Friedrich Schlegel, gleich:

„Sich dem Protestantismus zu nähern ist die Tendenz aller derer, die sich vom Pöbel unterscheiden wollen; ja ich habe bemerkt, daß *wenn man sich auf die protestantisch poetische Weise über die katholische Religion und Mythologie ausdrücken will, man sich lächerlich, ja in gewissen Sinne verhaßt machen kann*. Und so giebt es denn, wie bey großen Festen, ein Gedräng an der

gälte, da er sowohl über das tatsächliche Leseverhalten am Ausgang des 18. Jahrhunderts als auch über das Wechselspiel von „hoher" und „trivialer" Literaturproduktion Auskunft geben könnte. Zur Rezeption dieser „Machwerke" auf der Bühne des „Wiener Volkstheaters" vgl. Rommel, Volkskomödie, S. 486–572 sowie Ders.: Rationalistische Dämonie. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaften und Geistesgeschichte 17 (1939) S. 183–220.

187 Brief Johann Wolfgang von Goethes an C. F. v. Reinhard, Karlsbad 22.6.1808. In: Goethe, Johann Wolfgang von: Werke – Sophienausgabe. IV.Abt., Bd. 20, Weimar 1896, S. 92–96, hier S. 93. Vgl. auch Anm.187 dieses Aufsatzes.

Kirchthüre, wo die einen hinein und die anderen hinaus wollen."[188] [Hervorhebungen durch CA/AT]

Genau damit aber macht Goethe den Schritt von der Beliebigkeit des Sprechers (parole) in das Allgemeine der Sprache (langue). Sprechen ist ein augenblicklicher Akt, der die Verstellung duldet, aus der Sprache hingegen gibt es so einfach kein Entrinnen und somit auch aus der Konfession nicht, ist man versucht, die implizite Kritik Goethes noch auszuformulieren.

Als Goethe diesen Brief im Juni 1808 in Weimar schrieb, hatte in Wien jedoch die große Auseinandersetzung um die „Romantiker in Wien" längst begonnen. Nicht nur Franz Joseph Ratschkys „Herzenserleichterungen" sind dafür deutliches Zeichen sondern auch eine kunstkritische Presse, allen voran die österreichischen „Annalen der Literatur und Kunst". Letztere hatten ab ihrem Erscheinen 1802 bereits gegen einen Begriff des Romantischen argumentiert, der jedoch nicht gezielt gegen die „Neue Schule" aus Jena gerichtet war, sondern gegen alles, was damals in den Sammelbegriff des „Romantischen" eben hineinzupassen vermochte, also vor allem gegen jene meist pseudonymen Autoren der Populärliteraturproduktion, die am Stück Abenteuer- und Räubergeschichten zu produzieren imstande waren.[189]

4.1.1. Die publizistische Kritik an August Wilhelm Schlegels „Vorlesungen über neueste Dramaturgie"

Die zeitlich entscheidende Phase für eine Einengung des Begriffes des „Romantischen" auf die vormals protestantischen Protagonisten aus Jena war in Wien zweifelsohne das erste Quartal des Jahres 1808. Bekanntlich war die lokale Avantgarde in diesem Jahr nicht der bis dato schon längst katholisch gewordene Friedrich Schlegel (auch wenn er erst am 18. April 1808 offiziell konvertiert ist), sondern sein Bruder, der mehr als (als in) Begleitung Madame de Staëls Wiener Boden betrat und am 31. März 1808 im Jahnschen Saal in der Himmelpfortgasse seine erste Vorlesung „Über dramatische Kunst und Literatur" in Wien gab.

---

188 Ebd., S. 93.

189 Vgl. darin z. B. die äußerst aggressiven Rezensionen gegen Titel wie „Das Räubermädchen von Baaden" in: Annalen (1802), Nr. 54, Sp. 431 f. oder „Graf Odomar und das Hirschenmädchen" in: Annalen (1803), Nr. 62 oder „Wanderungen nach dem Schlosse des Schreckens, oder Die unruhigen Nächte" in: Annalen (1802), Nr. 75, Sp. 600.

Die Subskribentenliste[190] zur Vorlesung ist ebenso beeindruckend wie der für damalige Verhältnisse exorbitant hohe Eintrittspreis[191]. Auch die öffentliche Wirkung der Vorlesung war beachtlich. Lobredner und Kritiker brauchte man nicht erst lange zum Schreibtisch zu bitten. Wie auf Bestellung regnete es positive[192] und negative Kommentare, und selbstverständlich wurden auch Briefe an den „alten Herrn" in Weimar geschrieben.[193] Dass August Wilhelm Schlegel mit seiner Vorlesung nach Herbert Seidler eigentlich erst die romantische Schule im europäischen Ausmaß konstruierte, ist ebenso imposant wie für unsere Belange nebensächlich. Wichtiger erscheint uns erneut – will heißen vor dem rezeptionsästhetischen Hintergrund der österreichischen, sprich Wiener Literaturlandschaft – nicht das von August Wilhelm Schlegel feinsinnig an historischen Parametern entwickelte und in sich schön abgeschlossene System der dramatischen Kunst, sondern was und vor allem wie denn über diese Vorlesung vor Ort gesprochen wurde.

Aufschlussreich dabei ist wiederum die Kritik an den Vorlesungen. Vorab erstaunlich ist, dass in den „Annalen der österreichischen Literatur und Kunst" überhaupt nicht darüber berichtet wird, geht man doch bereits im August (also nur fünf Monate später) gegen das erste genuin romantische Zeitschriftenprojekt „Prometheus" mit aller Vehemenz vor. Umso eindringlicher nahmen sich ihrer Josef Schreyvogel alias Thomas West im „Sonntagsblatt" und Joseph Richter in den „Eipeldauerbriefen" an.

Eipeldauer, der zufällig am Jahnschen Haus vorbeikommt, wundert sich darüber, dass er vor dem Haus „aufn Platz dort ein Menge Herrschaftwagn stehn"[194] sieht, und bemerkt nebenbei, dass ein Kutscher „statt ein Kutscherbock ein völlige Matrazen ghabt"[195] hat.[196] Doch weder eine Hochzeit findet

190 Darin finden sich unter anderen so prominente Namen wie Joseph v. Hammer-Purgstall, Fürst Lobkowitz und Frau, die Fürsten Schwarzenberg und Kinsky, Seckendorf, die Brüder Collin, Fürst Metternich, Caroline Pichler und vor allem auch Josef Schreyvogel. Vgl. Körner, Krisenjahre, Bd. 3, S. 302–305 (siehe Anm. 70).

191 Der Eintrittspreis betrug stattliche 25 fl., worüber Eipeldauer (s. u.) in seine Briefen mächtig spottet, so nach dem Motto, das sei ja noch gar nichts, wenn es doch neuerdings Damen gebe, die für eine Frisur ganze 6 Dukaten ausgeben. Vgl. Richter, Briefe, S. 6.

192 Positiv äußerten sich u. a. Stoll, Seckendorf, H.J. Collin in der Einleitung zur „Comparaison"-Übersetzung A.W. Schlegels. Vgl. auch Seidler, Vormärz, S. 121.

193 Vgl. Anm.104 dieses Aufsatzes.

194 Vgl. Richter, Briefe, S. 5.

195 Ebd., S. 5.

196 Zur zynischen Dokumentation der Wohlbeleibtheit und Luxussucht gibt uns wohl Heinrich Heine das beste Beispiel. Vgl. Heine, Heinrich: Die Romantische Schule; Werke in fünf Bänden. Hrsg. v. Rolf Toman. Bd. 3. Köln, S. 72–77.

statt noch wird ein Ball veranstaltet. Zum Glück kommt da ein Freund Eipeldauers des Wegs, „der selber ein Gelehrter ist“[197] und erklärt ihm, dass „ein gar gelehrter Herr, der mit einer noch weit gelehrtern Dam' jetzt z' Wien ist, in Jahnischen Saal 12 wunderschöne Vorlesungen über die Tramaturki halt“.[198]

Das Wort „Tramaturki“ veranlasst den Herausgeber zunächst lediglich zu einer Anmerkung mit orthographischer Richtigstellung und einem spöttischen Kommentar über die sprachliche Unbeholfenheit seines Autors. Entscheidend ist, dass er durch diese Exposition die Sprecherrollen nach Bildungsmaßstäben hierarchisiert. Nun kann er als der Magister auftreten und gestehen, dass er selbst „vier solchen Vorlesungen beygwohnt“[199] und im Grunde genommen davon auch nichts verstanden hat.

August Wilhelm Schlegel, der sich redlich, ja vielleicht zu redlich in seinen Vorlesungen um anschauliche Metaphern für die – seiner weiblichen Begleitung nach – reichlich ungebildete österreichische Elite bemüht[200], erliegt nicht ungestraft gleich zu Beginn seiner Vorlesungen zur Gänze dem Lexikon des Baugewerbes. Es geht an dieser Stelle darum, zwei zentrale Begriffe seiner Ausführungen, den der „plastischen“ antiken Kunst und den der „pittoresken“ modernen oder romantischen Kunst, exemplarisch zusammenzufassen. Dabei sei mit Nachdruck auch auf die Satzstruktur hingewiesen, die sich dann bei Richter als völlig sinnentleerte tautologische Karikatur wiederfindet:

„Zur Anwendung! Das Pantheon ist nicht verschiedener von der Westminsterabtei oder der St. Stephanskirche in Wien als der Bau einer Tragödie von Sophokles von dem eines Schauspiels von Shakespeares“[201]

Der Herausgeber der „Eipeldauerbriefe“ gibt diese Stelle folgendermaßen wieder:

---

197 Vgl. Richter, Briefe, S. 6.
198 Ebd., S. 6.
199 Ebd., S. 7.
200 „Es ist unmöglich, in diesen zahlreichen Gesellschaften etwas zu hören, was über den Kreis der hergebrachten Phrase hinausreicht; eine solche Unterhaltung gestattet nicht die Entwicklung einer Idee und verwandelt die Sprache in ein Gezwitscher, das man ebenso den Menschen wie den Vögeln beibringen kann.“ Diese bemerkenswerte Stelle findet sich bei Nagl, Zeidler, Castle, Literaturgeschichte, S. 855 zitiert.
201 Schlegel, August Wilhelm: Vorlesungen über Dramatische Kunst und Literatur; Kritische Schriften und Briefe. Bd. V. Hrsg. v. Edgar Lohner. Stuttgart/Berlin/Köln [u. a.] 1966. S. 22.

„kurz! der Scheksbir ist der Stephansthurn, und der Stephansthurn ist der Scheksbir.“[202]

Gewiss kann die Stelle, indem sie unausweichlich auch in die eben noch bespöttelte orthographische Falle tappt, einen kräftigen Zug Selbstironie nicht unterschlagen. Doch bleibt: wenn selbst er, der Herausgeber – als der (wenn auch mit bescheidenen Mitteln) Gescheitere der beiden Sprecher – diesen August Wilhelm nicht recht verstehen kann, dann gibt es daran einfach nichts zu verstehen. Der Unsinn des sprachlichen Materials bleibt unkommentiert (wird nur verkürzt und entstellt zitiert) bestehen und denunziert solchermaßen das gedankliche Rüstzeug dahinter.

Thomas West führt im Sonntagsblatt – im Vergleich zu Richter und auch für seine Verhältnisse – eine relativ gelehrte Auseinandersetzung mit den Vorlesungen (auch wenn es für ihn ebenfalls „eine häßliche Sache um den dunklen Begriff“[203] – gemeint ist wiederum „pittoresk“ – ist) und das, obwohl auch er bekanntermaßen den Stephansdom, und das selbstverständlich schon lange vor August Wilhelm, für die Gegenseite, die Aufklärung, projektiert hatte (s.o.).

4.1.2. „Prometheus“ versus „Sonntagsblatt“ und „Annalen“. Idealismuskritik als Kritik am „deduktiven“ Sprechen

Wesentlich bösartiger, wenn auch ständig nur in Glossen, reagierte besagter Thomas West da schon in Bezug auf die erste romantische Zeitschrift in Wien, den von Stoll und Seckendorff herausgegebenen „Prometheus“, den er als logischen Ausdruck der „babylonischen Sprachverwirrung“[204] bezeichnet, gestiftet durch all jene, die er in irgendeiner Weise in Opposition zum Lichte der Aufklärung sieht (darunter Kant, Goethe, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, die Schlegelbrüder aber auch das Wiener Populärtheater). Umso expliziter agierten in diesem Falle die „Annalen der Literatur des Österreichischen Kaiserthumes“. Das Urteil war summa summarum vernichtend: „kindische Reimereyen“, moralische Anmaßung, „verworrenes Geschwätz über Schöpfungen des Genies“, „kränkelnde Sehnsucht“, „platter Aberglauben“ und – was sich besonders abhebt – die Kritik an den sprachlichen Ausflüssen eines gelehrten Unverstandes, der sich dadurch auszeichnet, dass sich seine

202 Vgl. Richter, Briefe, S. 7.
203 Vgl. West, Sonntagsblatt, Bd. 4, Nr. 72, S. 57.
204 Ebd., Bd. 2, Nr. 42, S. 243 bzw. 246.

Urteile nicht auf Beobachtungen stützen, sondern ausschließlich deduktive Produkte der selbst konstruierten Hypothesen darstellen. Um dies zu bezeichnen hatte man in dem sonst so eloquenten Kritikerblatt beinahe nur zwei semantische Felder: Willkür und Wahnsinn.[205]

Was hier im Mittelpunkt der Kritik an der romantischen Sprache steht, ist also nicht so sehr ein bestimmtes Lexikon, das ganz entschieden der Ausgangspunkt in der Kritik bei Richter aber auch – wenn auch in etwas anderer Form – bei Schreyvogel gewesen war. Es ist vielmehr die Bewegung der romantischen Argumentation, ihre rhetorische Syntax, an der man versuchte, die Kritik am idealistischen System insgesamt fest zu machen:

„Wenn die Vernunft auch unabhängige Principen in sich selbst hat, so kann sie dieselben doch nur dann auf die Producte der Natur übertragen, wenn Beobachtung und Urtheilskraft diese zur Unterordnung unter jene Grundsätze geeignet finden. Hypothesen sind, so lange das Menschengeschlecht denkt, fleissig gemacht worden. Sie sind sterblich, wie ihre Väter. […] Hört der Mensch einmahl auf, in dem Wirken der Natur nach vernünftigen Zwecken zu suchen, so geht das vernünftige Forschen und Wissen zu Ende, und alles Denken, Meinen, Behaupten, wird Verworrenheit und Wahnsinn."[206]

So die Annalen im Sept. 1808 als Reaktion auf einen Aufsatz von A. W. Schlegel im „Prometheus", in welchem er mit der „Natur als Künstlerin" argumentiert.[207]

4.1.3. Schlegels neu gerahmtes Sprechen durch „Volk", „Geschichte" und „Katholizismus" – oder vom misslungenen Fluchtversuch aus der Unverständlichkeit in der Re-formulierung des romantischen Ironiekonzeptes

Der Schrecken dieses „anderen", ich möchte es ihrer argumentativen Bewegung nach hier als deduktives Sprechen bezeichnen, ist nicht nur Joseph

205 Annalen, August 1808, S. 88–93 bzw. September 1808, S. 122–124.
206 Ebd., S. 123–124.
207 Dieser Beitrag stellt einen Ausschnitt aus A.W. Schlegels Berliner Vorlesungen aus dem Jahre 1802 dar. Vgl. Schlegel, August Wilhelm: Über das Verhältnis der schönen Kunst zur Natur; über Täuschung und Wahrscheinlichkeit; über Styl und Manier. In: Prometheus, Heft 5./6., S. 1–28.

Köderl, dem damaligen Herausgeber der „Annalen“ (genau seit 1806 Herausgeber der Zeitschrift, und dieser ist zunächst [s.u.] einmal eindeutig dem aufklärerischen Zirkel um Schreyvogel zugehörig.), sichtlich mächtig in die Glieder gefahren, sondern längst auch dem mittlerweile schon in Wien weilenden Friedrich Schlegel selbst.

Jenem Friedrich Schlegel, der 1800 in seinem Aufsatz „Über die Unverständlichkeit“ noch völlig unerschrocken „die Ironie der Ironie“[208], die Unverständlichkeit als Voraussetzung des eigentlichen, erst folgenden, dafür aber viel weiter reichenderen Verständnisses proklamiert hatte. In selbstbewusster Manier einer Sturmgottheit kündigt er darin die „neue Zeit“, das „neunzehnte Jahrhundert“ an und greift mit seinem metaphorischen Lexikon ketzerisch auf die technisch-aufklärerischen Interventionen vor den Gewitterängsten seiner Zeit zu:

„Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröte hat Siebenmeilenstiefel angezogen. – Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und blitzte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede sein, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nicht mehr helfen [sic.!]. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der Tat seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Rätsel von der Unverständlichkeit des ATHENAEUMS gelöst sein. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben die lesen können.“[209]

Jene Unerschrockenheit selbst vor dem flammenden Himmel der Unverständlichkeit ist anno 1808 beim selben Autor sichtlich gewichen. Nachvollziehbar ist dies schon während seiner Annäherungsbewegung nach Wien. Sowohl seine persönlichen brieflichen Äußerungen (z. B. in seiner Abkehr von

208 Schlegel, Friedrich: Über die Unverständlichkeit. In: KFSA 2, 1967, Eichner (Hg.), S. 369. Zum romantischen Leitbegriff der Ironie findet man einen guten Überblick mit ausreichend Literatur bei Oesterrreich, Peter L.: Ironie. In: Schanze, Helmut (Hrsg.): Romantik Handbuch. Stuttgart 1994. S. 351–365.

209 Ebd., S. 370 f.

Brentano)[210] als auch seine Heidelberger Fichterezensionen 1808 (für die er ob seiner diplomatischen Formulierung von Schleiermacher noch enttäuschte Kritik erntet)[211] sind ein deutlicher Beleg dafür. Das Sprechen bedurfte, um seine pragmatische Dimension nicht völlig einzubüßen, nun also doch einer umfassenden, allgemein verständlichen Kontextualisierung. Vollends evident wird dies in seiner mit Hingabe betriebenen neuen journalistischen Tätigkeit für den österreichischen Kaiserstaat in Wien.

Das Fundament des neuen Sprechens Friedrich Schlegels in Wien aber wird nicht so sehr das semantische Feld der empirischen Naturbeobachtung sein, vielmehr wird das Lexikon der „progressiven Universalpoesie" eingetauscht durch den Wortschatz deutschtümelnder Geschichtsforschung und antinapoleonischer Aggression (s.o.). Das Zentrum der Rede jedoch sollte der Kern jener autopoietischen Imagination Wiens sein, die letztendlich die vormals protestantischen Romantiker so unwiderstehlich in ihren Bann und dann nach Wien gezogen hatte. Den beiden – nach Carl Schmitts „Politischer Romantik" – neuen Gottheiten „Volk" und „Geschichte" hatte sich bei Friedrich Schlegel schon längst eine dritte hinzugesellt – die katholische Kirche. Und so wird das „willkürliche Dichten" des spekulativen Ichs getauscht durch die erkennende „Seele". Im „Concordia"-Aufsatz mit dem bezeichnenden Abschnittstitel „Über die Entwicklung der Seele" heißt es dazu:

„Das Zentrum der falschen Ichheit hat aufgehört und ist nicht mehr; und so wird es denn auch klar sein, wenn ich noch zum Schluß hinzufüge, daß statt dieser Ichheit, aus der man so oft ein Leben schöpfen wollte, was nicht in ihr ist, der Mittelpunkt unserer Philosophie die Seele ist [Anm. FS: Mit Bedauern erinnert man sich hiebei an den guten Fichte, der nie aus dem abstrakten, zursplitterten Bewußtsein herausgekommen ist, wie er in den ‚Tatsachen des Bewußtseins', S. 105 und folg., die Seele läugnet, und sie eine ‚überflüssige und unnütze Erdichtung' nennt. —- Es ist lehrreich, wenn der Irrtum sich ganz unbefangen in so grellen Extremen äußert, weil der dann am leichtesten erkannt wird. —], deren wahres Wesen in der ganzen Fülle ihrer Wirksamkeit, die fernere Betrachtung weiter entwickeln wird."[212]

---

210 Vgl. Anm.99 dieses Beitrages.

211 Vgl. KFSA 8, 1975, Behler/Struc-Oppenberg (Hg.), CLVIII f.

212 Schlegel, Friedrich: Über die Entwicklung des inneren Lebens. In: Concordia. Hrsg. v. Friedrich Schlegel; Neuausg. v. Ernst Behler. Darmstadt 1967. Heft 4./5., S. 222 f.

Dass dabei auch *die* für die avantgardistische Frühromantik wesentlichste Denk- und Sprechfigur auf der Strecke bleiben musste, ist nur allzu einleuchtend. Weder dem pragmatischen Interesse der Journalistik des Staatspublizisten noch der katholischen Rahmung der Rede des Konvertiten konnte die romantische Ironie weiterhin eine sprachliche Leitfigur sein. Dieser Ironieverlust der „anderen Sprache" in Wien gilt nicht nur für Friedrich Schlegel.[213] Die von Romantikern produzierten Texte (so weit sie von uns in den Zeitschriften gesichtet wurden) entbehren in Wien durchgehend und auffallend des für die avantgardistische Frühromantik so entscheidend gewesenen romantischen Ironiekonzepts. Das sollte sie zuweilen aber nicht davor schützen, selbst ein ironisches Schicksal zu erleiden. Etwa wenn Thomas West in seinem „Sonntagsblatt" die „Athenäum"-Fragmente in willkürlicher Auswahl und Zusammenstellung beinahe unkommentiert neu herausgibt, in dem Bewusstsein, dass ohnehin durch die aphoristische Schreibweise Friedrich Schlegels nicht zu befürchten sei, dass die Sätze in der kurzen Zusammenstellung im „Sonntagsblatt" aus ihrem Zusammenhang gerissen werden würden.[214]

Auch das Konzept der romantischen Ironie hat Friedrich Schlegel aufzulösen gewusst, wiederum selbstverständlich nicht durch empirische Naturbeobachtung, sondern eben erneut in einer katholischen Neuformulierung. In seinen Dresdner Vorlesungen (Jahreswende 1828/1829) zur Philosophie des Wortes (2., 3., 6. und 7. Vorlesung) findet man das charakteristische Ergebnis davon. Ironie wird nicht mehr als entsprungene Vernunft definiert, die dem Dichter das Gesetz der Willkür garantiert, indem sie sich in ihrer Potenzierung ihrer Bestimmung nach der Unverständlichkeit überlässt, sondern vielmehr als finale Einsicht des Liebenden in seine Endlichkeit (hier vor allem gedacht in der Liebe zu Gott):

„Die wahre Ironie, da es doch auch eine falsche gibt, — und diese eine Bemerkung habe ich nur noch zu dem Vorhergehenden anzufügen — ist die Ironie der Liebe. Sie entsteht aus dem Gefühl der Endlichkeit und der eigenen Beschränkung, und dem scheinbaren Widerspruch dieses Gefühls mit der in jeder wahren Liebe mit eingeschlossenen Idee eines Unendlichen."[215]

---

213 Diese These erhärtend Schöning, Matthias: Ironieverzicht. Friedrich Schlegels theoretische Konzepte zwischen „Athenaeum" und „Philosophie des Lebens". Paderborn 2002.

214 Vgl. Sonntagsblatt, ab Nr. 69, S. 377.

215 Schlegel, KFSA, Bd. 10, S. 357.

Diese für den Konvertiten Friedrich Schlegel obligatorische dritte Bezugsgröße, die katholizistische Rahmung der deduktiven Rede, mag es denn auch in Wien gewesen sein, die der sprachlichen Verwirrung eher Vorschub geleistet hat, denn sie in ihre Schranken zu weisen: die neue Mythologie also, nach der sich Friedrich Schlegel bereits früh („Rede über die Mythologie", 1800) zu sehnen beginnt und die Novalis schon vor dieser Sehnsucht seines Jugendfreundes instinktiv mit dem Christentum gleichgesetzt hatte („Christenheit oder Europa", Okt. 1799), diese neue Mythologie also, ist für Friedrich Schlegel Fleisch geworden in der österreichischen Verbindung von Kaisertum und Katholizismus.

Jemand, der dieses neue katholisch gerahmte Sprechen in der „Concordia" auch theoretisch reflektiert und zu Papier gebracht hat, ist der Schweizer Franz von Baader. Sein zeichentheoretischer Aufsatz in Anlehnung an Saint Martin kann als eines der leuchtendsten Beispiele dieser neuen romantischen Sprache in Wien mit ihren betörenden luzid-unverständlichen Formulierungen gelten.[216]

Damit klärt sich wohl einiges auf, und auch das Goethe-Zitat vom Beginn dieses Abschnittes ist erneut und überraschend anders zu lesen. Die Verwirrung nämlich, die an den Eingängen zur Kirche entsteht, wenn die „einen hinein und die anderen hinaus wollen", betrifft mitnichten reale Personen, sie betrifft das Sprechen, die Wörter, die sich im Gemenge vor der Kathedrale gegeneinander reiben, jene Wörtern, die der Kirche fliehen, es sei denn, sie böte endlich auch einmal tatsächlichen Schutz durch einen Gewitterableiter, und die anderen, die sie – vor allem ohne besagten Gewitterableiter – als letzte Zufluchtsstätte durch einen neuen verbürgten symbolischen Rahmen ihrer einstmals so bodenlos himmelwärtsstürmenden Sprache gefunden zu haben glaubten.

4.2. Sprachkritik als Kritik am Habitus: „Spaziergang eines Romantischen"

Erweitert man den Textbegriff der „romantischen Sprache" hinsichtlich des zu untersuchenden Sprachmaterials, etwa um nonverbale Zeichen, also proxemische, kinesische, mimische und gestische Zeichen sowie um das Zeichen-

216 Vgl. Baader, Franz von: Über den Einfluß der Zeichen der Gedanken auf dieser ihrer Erzeugung und Gestaltung. In: Concordia, Heft 2, S. 75–86.

system der Kleidung[217] so befindet man sich auf jener Ebene der Romantik-Kritik, für die Heinrich Heine zu Recht als federführend gilt. In seiner „Romantischen Schule" wird immer wieder auf den romantischen Habitus repliziert. Höhepunkt seiner beißenden Kritik dürfte wohl die Beschreibung eines Vorlesungsauftrittes August Wilhelm Schlegels sein. Darin zerlegt er genüsslich die Konstruktion des auratischen Umfeldes, dessen sich der Redner in seinen Vorlesungen gewöhnlich bedient hatte:

„Noch Heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor seinem Katheder stand und ihn sprechen hörte, Ich trug damals einen weißen Flauschrock, eine rote Mütze, lange blonde Haare und keine Handschuhe, Herr A. W. Schlegel trug aber Glaceehandschuh, und war noch ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet; er war noch ganz parfümiert von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und Eleganz selbst, und wenn er vom Großkanzler von England sprach, setzte er hinzu „mein Freund", und neben ihm stand sein Bedienter in der freiherrlichst Schlegelschen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten, und nebst einem Glase Zuckerwasser vor dem Wundermanne auf dem Katheder standen."[218]

Mit dieser Art von romantischer Sprachkritik ist Heinrich Heine jedoch keinesfalls allein und er ist auf keinen Fall der Erste und auch nicht der Letzte, der in seiner Kritik der Romantiker auf deren Habitus abzielt. Bereits in Thomas Wests „Sonntagsblatt" aber auch in Friedrich Richters „Eipeldauerbriefen" hat sich gezeigt, dass der Habitus der Romantiker befremdliche Kritik in Österreich ausgelöst hatte.

Ein besonders prägnantes Stück dieser Habituskritik findet sich in den publizistischen Schriften Ignaz Franz Castellis.[219] Es trägt den Titel „Spaziergang eines Romantischen" und ist hier nicht nur deshalb von Interesse, weil darin 1848 – also in einer Zeit, in der die einstmalig zugereisten Romantiker großteils als Personen längst wieder aus Wien verschwunden waren – der Autor

217 Zur Terminologie und als Überblick zur umfangreichen semiotischen Texttheorie darüber vgl. Nöth, Winfried: Handbuch der Semiotik. Stuttgart ²2000; zur Semiotik der Mode S. 109 f. und zu den nonverbalen Zeichensystemen 293–322.

218 Heine, Schule, S. 73.

219 Zu Ignaz Franz Castelli als kritischem Chronisten vgl. Bermann, Friedrich: Castelli als Zeitdichter. Dissertation Universität Wien (Selbstverl.)1927.

noch einmal ein Summenzeichen der Habituskritik des Romantischen gibt, sondern auch, weil sich anhand dieses Dokumentes genau nachvollziehen lässt, dass sich der Romantikbegriff hinsichtlich seiner Bedeutung seit 1802 (Kritik des „Romantischen" in den „Annalen") in Wien tatsächlich signifikant verändert hatte. Franz Castelli ist weit entfernt von dem ursprünglich noch sehr diffusen Begriff des Romantischen als des Abenteuerlichen, Romanhaften etc., obwohl selbstverständlich ein Hauch von „genialer Unordnung"[220] im Wesen des romantischen Spaziergängers nicht fehlen darf, schließlich gehen „solche Leute"[221] „immer anders spazieren, als andere ehrliche Leute"[222].

Catellis kleines Pamphlet ist also die Beschreibung eines prototypisch romantischen Spaziergängers in idyllischer Landschaft. Die satirische Dekonstruktion erfolgt über die genaue Nachbildung des romantischen Sprachhorizonts im Zeichen des banalen Störfalls. Alles am Spaziergänger erscheint bedeutungsvoll, so auch die Kleidung („nachlässig", „Gilet nur halb zugeknöpft", „seidenes Halstuch", „ganz leichtes Käppchen ohne Schirm" und – wie im Übrigen Heinrich Heine – „keine Handschuhe").[223] Als Intellektueller par excellence trägt der Spaziergänger ein unerlässliches Accessoire mit sich: „eine Schreibtafel, um seine sublimen Ideen auf der Stelle festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern."[224] Spätestens hier wird deutlich, dass sich Castellis Romantikbegriff konkret auf jene Gruppe romantischer Migranten bezieht, die vor Ort lange Zeit mit ihrer intellektuellen Tätigkeit versucht haben, Geld und Rang zu verdienen.

Alles am romantischen Spaziergänger ist eine Spur anders, bedeutungsvoller als bei den gewöhnlichen Leuten, so auch seine Kinesik. „Die Langen Haare flattern im Winde um seine Stirne, den Sitz seiner stürmischen Leidenschaften" und „seine Augen flammen".[225] Er geht nicht spazieren im eigentlichen Sinn, sondern er „wandelt" „langsam, aber geduldig […] auf einem steinigen Wege dahin, dessen Krümmungen ihm ein Bild des Lebens sind".[226] Er schaut nicht zum Himmel, sondern er „betrachtet" „die seltsamen

220 Castelli, Ignaz Franz : Spaziergang eines Romantischen. In: Ders.: Vermischte Schriften, Bd. 1. Wien ²1848, S. 272.
221 Ebd., S. 272.
222 Ebd., S. 272.
223 Ebd., S. 272.
224 Ebd., S. 272.
225 Ebd., S. 272.
226 Ebd., S. 272.

Gestalten der Wolken".[227] Diese Selbstvergessenheit lässt ihn über einen Stein stolpern. Doch nichts ist passiert, im Gegenteil, „er bleibt einige Augenblicke liegen und spricht dabei: ‚O Natur, erlaube einem Barden auf deinem herrlichen grünen Teppich auszuruhen!'"[228]

Die Störfallszenerie setzt sich bis zum Ende fort. Und so trinkt der Romantische das ungenießbare Wasser der Wien, doch „der Styx muss ja auch sehr schlammig seyn"[229], die zwei Schusterjungen, die er ausruhend unter einem Weidenbaum beobachtet, als sie vorübergehen, erscheinen ihm sogleich als „Orest und Pylades".[230] Als sie schließlich beginnen sich mit Steinen zu bewerfen, „füllen sich [seine Augen] mit Thränen" ob der „Verschlimmerung des Menschengeschlechtes".[231] Anstatt des Gesanges der „Nachtigall" „i-aht" der Esel und der Eselsführer gleicht „weder dem Paris noch dem schönen – Corydon".[232] Nicht steht die Sonne zu Mittag im Zenit, sondern „Phöbus [steht] gerade über seinem Scheitel".[233] Und da „ein Romantischer […] zuweilen [auch] ein Mensch [ist]", bekommt der Spaziergänger nun Hunger.[234] Da er kein Schloss entdecken kann, das ihn freundlich aufnehmen würde und auch „das Domayer'ische Speishaus" in Hietzing geschlossen hat, „will er in einer einfachen ländlichen Hütte sich laben".[235] Doch ganz Hietzing hat eine solche nicht zu bieten, so Richtung Lainz weitermarschiert. Eine auf einem Hügel sichtbar werdende „Einsiedelei"[236] entpuppt sich als die „Villa Malfatti"[237]. Im „Dorfe Lainz"[238] aber sucht und findet er endlich eine „Bauernhütte"[239]. In dieser, so hofft er selbstverständlich, wird er noch „die patriarchalischen Sitten der guten alten Zeit […] finden".[240] Beim Eintritt in das „Häußchen"[241] küsst er die beiden schmutzigen Kinder, welche davor spielen,

227 Ebd., S. 272.
228 Ebd., S. 273.
229 Ebd., S. 273.
230 Ebd., S. 273.
231 Ebd., S. 273.
232 Ebd., S. 273.
233 Ebd., S. 273.
234 Ebd., S. 273.
235 Ebd., S. 273 f.
236 Ebd., S. 274.
237 Ebd., S. 274.
238 Ebd., S. 274.
239 Ebd., S. 274.
240 Ebd., S. 274.
241 Ebd., S. 274.

und wischt sich sogleich den Mund ab. Die wörtlich zu lesende tierische Unordnung im Hofe korrespondiert ein weiteres Mal positiv mit der Unordnung des Romantischen:

„Im Hofe geht eine Kuh herum und eine Ziege und ein Hahn mit seinen Hennen. Es stinkt von Dünger, es herrscht nicht die größte Reinlichkeit, aber diese Unordnung gefällt ihm."[242]

Am Dialog mit der Bauerndirne bricht und entlarvt sich nun die uneigentliche Rede des romantischen Spaziergängers als überzogenes und unangebrachtes Gefasel eines überspannten Gymnasiasten. Seine mythologischen Paraphrasierungen bleiben der Bauerndirne selbstverständlich ein Rätsel. Er will von „der schnellfüßigen Hebe"[243], der „theure[n] Amalthäa"[244], der „Amme Jovis"[245] nicht nur „jenen Nektar, welchen [ihr] täglich jene Jo darbietet"[246], sondern auch „Ambrosia"[247] „kredenzt"[248] haben. Knapp antwortet sie ihm, dass der Ambros gerade auf dem Felde sei[249], und nur er dürfe mit „dem Heber"[250] in den Keller gehen, doch Milch wolle sie ihm gerne bringen. Dass er die Milch dann als „Jafis"[251] („Jovis" wird zu „Jafis") bezeichnet, ist für sie schlichtweg ein Skandal, schließlich habe die „Milch von der Geis […] noch niemand anderer getrunken, als [ihr] kleiner Bruder J a k e l, dem sie [ihr] Bader verortet hat.[252] Kein Romantischer ohne die hereinbrechende Dunkelheit eines sich zusammenbrauenden Gewitters. Der Romantische „sieht empor und sagt: ‚Diana erscheint heute nicht'".[253] Als die Bauerndirne sich bestätigend dazu äußert, glaubt der Leser für einen Moment, dass es sich dabei um einen Augenblick des tatsächlichen Einverständnisses und somit der gelungenen Kommunikation zwischen den beiden handeln könnte. Doch das wäre

242 Ebd., S. 274.
243 Ebd., S. 275.
244 Ebd., S. 275.
245 Ebd., S. 275.
246 Ebd., S. 274.
247 Ebd., S. 275.
248 Ebd., S. 275.
249 Ebd., S. 275.
250 Ebd., S. 275.
251 Ebd., S. 275.
252 Ebd., S. 275.
253 Ebd., S. 275.

nicht konsequent. Und so ist Diana, welche „zwar sonst alle Tag“[254] kommt, weil sie „ihr die Beine aufheben“[255] eben nicht die Göttin der Jagd oder die bildungssprachliche Umschreibung für den Weckruf des Tages (der romantische Spaziergänger kann damit also nur sehr vage die Sonne bezeichnet haben), sondern nichts weiter als ein ordinärer Jagdhund. Das ist selbst für unseren Romantischen zu viel, er würdigt sie keiner Antwort mehr, wirft „einen Zwanziger auf den Tisch und geht fort“.[256] Er gerät in einen regelrechten Platzregen und ist völlig durchnässt, als er schließlich zu Hause ankommt. Der Aufsatz schließt mit dem topologischen Argument der Romantik als dem Krankhaften. Denn am Tag darauf befällt ihn heftiges Fieber, doch er besteht darauf, seinen romantischen Spaziergang niederzuschreiben.

„[…][D]ie Ärzte behaupten er sei im Delirio, aber seine Schüler versichern, der Aufsatz werde ein Meisterwerk.“[257]

Die satirische Kritik Johann Friedrich Castellis richtet sich zusammenfassend also gegen die als spezifisch romantisch empfundene Sprache des Körpers, der Kleidung, des Denkens und des Sprechens im engeren Sinne, aber auch gegen die romantische Anmaßung der universellen Bedeutsamkeit der außersprachlichen Wirklichkeit insgesamt. Sie richtet sich weiters gegen das romantische Paradox in allem das Ursprüngliche, im eigentlichen Sinne noch Unverbildete erkennen und erfahren zu wollen, und dies gleichzeitig durch eine Sprache der Gelehrsamkeit wiedergeben zu müssen. Der romantische Spaziergänger scheitert (nämlich kommunikativ) genau an diesem Ursprünglichen in der Gestalt der Bauerndirne. Sie ist es, die ihn in hanswurstischer Manier[258] dem spöttischen Gelächter der Leser preisgibt. Castelli befindet sich damit auf dem Boden einer gut erprobten Rhetorik des Komischen. Einer Verlachkomik in der Tradition der Gelehrtenverunglimpfung, wie sie auf der

254 Ebd., S. 275.
255 Ebd., S. 275.
256 Ebd., S. 276.
257 Ebd., S. 276.
258 Hanswurst kann geradezu als ausgewiesener Prototyp eines Sprechers ohne metaphorisches Verstehensvermögen gelten. Auch wenn dieser Verstehensmangel von ihm sehr oft nur vorgetäuscht wird, ist dieser doch eine rhetorische Hauptfigur der hanswurstischen Komik. Zugegebenermaßen etwas keck möchte ich [CA] dazu gleich einmal auf meine erst in Kürze einzureichende Dissertation verweisen; i.e. Aspalter, Christian M.: Nichts als Schrecken und Gelächter? Zur interferenten Rhetorik des Bösen und Komischen im Wiener Populärtheater. Dissertation Universität Wien 2003.

Bühne des Wiener Populärtheaters seit Stranitzkys zugeschriebener „Ollapatrida" immer wieder anzutreffen ist.[259] Das Kraut, das in Wien gegen die Romantik schon lägst gewachsen war, noch bevor sie aus Jena hier angekommen ist, ist und bleibt bis 1848 zu einem nicht unerheblichen Anteil – um es mit Ernst Jandl zu sagen – „da hummoooa".[260] Aber auch genau darin fand sie eine erste, wenn auch nicht unbedingt gewollte, so doch verlässliche Herberge.

4.3. „Kuhpocken versus tierischer Magnetismus"

Joseph II. war in Goethes hellsichtigem Brief als verantwortlich für die in den österreichischen Staaten „noch immer im Stillen fort[wirkende]" „Verstandesgährung"[261] genannt worden; schon anhand der Einschätzung seiner Reformpolitik lassen sich die Differenzen zwischen zugewanderten Romantikern und in Wien ansässigen Spätaufklärern klar herausarbeiten:

So kritisierte Friedrich Schlegel in seinen Vorlesungen „Über die Neuere Geschichte" den josephinischen Reformabsolutismus als Teil einer allgemeinen, das 18. Jahrhundert kennzeichnenden Erschütterung: „Nicht bloß die Völker sondern auch die Regierungen wurden von dem herrschenden Vernunftschwindel befallen", auch der Geist der josephinischen Politik war „von dem Streben und Glauben seines Zeitalters ergriffen und durchdrungen". Weniger Josephs Hast und Übereifer seien verantwortlich für die Erfolglosigkeit seiner Politik, sondern dass er es unterlassen habe, die „öffentliche Meinung zu gewinnen und zu lenken"; er „hätte alle Gemüter beherrschen und der erhaltende Genius von Europa werden müssen", doch stattdessen wäre seine Politik zu sehr auf die Errichtung einer inneren, mechanischen Einheit

259 Vgl. Stranitzky, Johann Anton: Ollapatrida des durchgetriebenen Fuchsmundi [1711] (= Wiener Neudrucke 10) Wien 1886. Dann etwa wieder bei Hafner, Philipp: Mägera, die förchterliche Hexe, oder das bezauberte Schloss des Herrn von Einhorn; Komödien. Hrsg. von Johann Sonnleitner. Wien 2001. Darin sind es der Schulmeister und der Richter, die sich die Verunglimpfung gefallen lassen müssen. Oder ganz explizit etwa bei Heufeld, Franz von: Der Bauer aus dem Gebirge (= Deutsche Schaubühne 2) Wien 1767. Darin wird die Gretchenfrage der Gelehrsamkeit dann überhaupt so verhandelt, dass man die Gebildeten als unwissend entlarvt und im Gegenzug den ungebildeten Bauern in den Gelehrtenstand erhebt, indem man ihm die richterliche Entscheidungsgewalt in einem wichtigen Konflikt anvertraut.

260 Jandl, Ernst: Laut und Luise. In: Ders.: poetische werke. Hrsg. von Klaus Siblewski. Bd. 2. München 1997, S. 159.

261 Goethe an Reinhard, Karlsbad 22. Juni 1808. In: Goethe, Werke-Sophienausgabe, IV.Abt., Bd. 20, S. 93.

des österreichischen Staats abgezielt gewesen, was dessen Natur keineswegs angemessen wäre.[262]

Im Vergleich zu Schlegels persönlichen Notizen, die er im Rahmen seiner geplanten österreichischen Geschichte sowie für sein nie vollendetes Stück über Karl V. 1807/1808 niederschrieb, waren diese Einschätzungen noch zurückhaltend; in diesen nicht für den öffentlichen Gebrauch niedergeschriebenen Fragmenten bezeichnete er die Regierungszeit von Joseph II. als jene Epoche, in der am meisten „das schlechte Princip deutlich hervortrat und beinah herrschend wurde“[263]; was dieses „schlechte Princip“ sei, führte er in folgendem Fragment näher aus:

„Merkwürdig ist die Epoche, wo an Statt der ehemaligen *lebendigen* und *religiösen*, (auf Charakter und Persönlichkeit sich gründenden dem Genialischen mehr Freiheit lassenden) Verwaltung der Geschäfte die neue mechanische, tabellarisch statistische eintrat. <(Dieser Mechanismus der Praxis sehr alt in China)> Es liegt dabei eigentlich die Tendenz zum Grunde, auch die Praxis als *Wissenschaft* und als *Kunst* zu behandeln, statt der alten lebendigen und religiösen Behandlung <cf *Rehbergs Werk* und gegen *Preußen* pp.>. Hier zeigt sich recht das böse Princip. In Joseph II diese Tendenz recht mächtig. – Joseph II hat doch wahrscheinl[ich] sehr viel Anteil an der französ.[ischen] Revolution – er wollte auch Frankreich nach seiner Weise *illuminatisiren* aber die Lichter zündeten. –“[264]

Schlegels private Schlussfolgerung war eindeutig: Joseph II. zählte für ihn, gemeinsam mit Gustav Adolf, Peter dem Großen, Ludwig XIV. und Friedrich II., ganz zu schweigen von Napoleon, zu den „großen Verbrecher{n} d.[er] neuen Zeit“.[265]

Der Kontrast zur in Wien vorherrschenden Position konnte größer nicht sein: In den „Annalen der Literatur und Kunst“ wurde im Rahmen der Besprechung einer Biographie Josephs II. derselbe „unter die Schutzgötter Oes-

262 Schlegel, Friedrich: Über die neuere Geschichte; KFSA. Bd. 7; „Vernunftschwindel“: S. 400, „durchdrungen“: S. 401, „Meinung“: S. 402, „Gemüter“: S. 404, „mechanische Einheit“: S. 404 f.
263 Ders.: Zur Oesterreichischen Geschichte I. 1807; KFSA. Bd. 20, S. 137, F 193.
264 Ebd., S. 137 f., F 197.
265 Ders.: Karl der Vte [1807–1808]. In: Ebd., S. 194, F 155.

terreichs“ eingereiht[266]; das Denkmal für Joseph II. war unter freudiger Anteilnahme der hiesigen Intellektuellen im Herbst des Jahrs 1807 enthüllt worden, knapp bevor die Brüder Schlegel Wien aufsuchen sollten.[267] Eine Position wiederum, die Joseph II. auch nur ansatzweise in Zusammenhang mit der Französischen Revolution rückte, wurde empört zurückgewiesen.[268]

Eine der wichtigsten Innovationen absolutistischer Regierungskunst, die Schlegel im zitierten Fragment als statistische Verwaltung der (Staats-)Geschäfte bezeichnete und auf deren Lob er in Österreich und seinen Journalen permanent stoßen konnte, kritisierte er auch öffentlich: Sowohl in seinen Vorlesungen „Über die Neuere Geschichte“ als auch in seinem späteren „Signatur“-Aufsatz in der „Concordia“ erwähnte er die „mathematische Staatsansicht“ des 18. Jahrhunderts, die dazu fähig gewesen sei, „das alte sittliche Gebäude der menschlichen Gesellschaft und Bildung wankend zu machen“.[269] Seine Haltung zu diesen neuen Techniken war jedoch – ähnlich wie im Falle des Buchdrucks und des Mediums Zeitschrift – ambivalent. Schlegel lehnte Statistik und Mathematik nicht grundsätzlich ab, sondern verwendete sie zuweilen für seine eigenen Zwecke: So verfasste er zumindest einmal eine Tabelle, um von Frankfurt aus seine Geldforderungen gegenüber Metternich zu unterstreichen[270]; statistische Literatur zog er heran, um die Zahl der auf der Welt lebenden einer christlichen Konfession angehörenden Menschen zu berechnen und einander gegenüberzustellen.[271] Mathematik verwendete Schlegel schließlich im Rahmen seiner esoterisch-geschichtsphilosophischen Über-

---

266 Annalen der österreichischen Literatur, Juli 1802, Nr. 56, S. 445.

267 Zum Denkmal: Häusler, Wolfgang: „Des Kaisers Bildsäule“. Entstehung und politischer Sinngehalt des Wiener Josephsdenkmals. In: Österreich zur Zeit Kaiser Josephs II. Katalog zur niederösterreichischen Landesausstellung im Stift Melk. Hrsg. vom Amt der niederösterreichischen Landesregierung. Wien ²1980, S. 288–290; vgl. auch Neue Annalen der Literatur des Österreichisches Kaiserthumes, Juli 1808, S. 46.

268 Rezension von Nicolaus Vogt: Die deutsche Nation und ihre Schicksale. Frankfurt am Main 1810. In: Annalen, August 1810, S. 283 f.

269 Schlegel, Friedrich: Über die neuere Geschichte; KFSA. Bd. 7, S. 400; vgl. Ders.: Signatur des Zeitalters. In: Ebd., S. 495, 513 f., 524 f.

270 Friedrich Schlegel an Metternich, Frankfurt am Main 22. Februar 1817. In: Bleyer, Schlegel, wie Anm. 90, S. 83–85, vgl. auch 118–120. Zur romantischen Statistik-Kritik: Hoeschen, Andreas: Die aufklärerische Universitätsstatistik und ihre romantischen Gegner. Zum Konzeptwandel von Modernisierung um 1800. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 20 (1995) S. 56–74.

271 Schlegel, Friedrich: Zur Geschichte und Politik 1817 I.; KFSA. Bd. 21, S. 282, F 221, S. 283, F 222. Das Ergebnis lautete: ca 100 Millionen Katholiken, 50 Millionen Protestanten, sowie höchstens 50 Millionen Griechisch-Orthodoxe.

legungen: Er versuchte mit Hilfe von Rechenoperationen das Datum des Weltuntergangs in Erfahrung zu bringen.[272]

„Unter den Formeln allen, den Epochenwiderspruch auszudrücken", so Peter Hacks in seiner Streitschrift „Zur Romantik", „war die Formel *Kuhpocken versus tierischer Magnetismus* sicher die absonderlichste".[273] Die Gültigkeit dieser Formel, die nach Hacks den Widerspruch zwischen Klassik und Romantik und damit den zwischen Befürwortern des Staats und Befürwortern des Ständewesens auf den Begriff bringt[274], lässt sich auch für Österreich belegen: Kuhpocken sind damals, wenige Jahre nach ihrer Entdeckung und Einführung nach Österreich, ein in den spätjosephinisch ausgerichteten Zeitschriften häufig behandelter und euphorisch gefeierter Gegenstand, gleich ob es sich um die Rezension eines Werks mit dem Titel „Die Kuhpocke in Steyermark", um den Bericht über ein Schutzpockenfest in Brünn oder um den Vorschlag zur Errichtung eines Denkmals zum Andenken an die Kuhpocken nach Ausrottung der Blattern handelt.[275] Mesmer und sein tierischer Magnetismus – Friedrich Schlegels magnetische Hingabe zu den Locken der Frau von Stransky ist bekannt – stoßen demgegenüber auf Ablehnung.[276]

4.4. Periphere Konflikte

Die Präsenz des Widerspruchs zwischen Spätaufklärung und Romantik kann selbst noch an peripheren Orten, an unerwarteten Stellen in den in

---

272 Ders.: Zur Geschichte und Politik 1813 (December 1812); KFSA. Bd. 20, S. 346–352, F71–114. Die Nutzbarmachung von Schlegels Geschichtsesoterik, in der anregende Gedanken von aberwitziger Spekulation überlagert sind, für rezente Überlegungen zur Geschichtstheorie bedürfte vermutlich einer Anstrengung, die jene von Walter Benjamin für die Frühromantik unternommene noch übersteigt.

273 Hacks, Zur Romantik, wie Anm. 71, S. 111.

274 Ders., Ascher gegen Jahn, S. 36–41, wie Anm. 71; Ders.: Maßgaben, wie Anm. 125, S. 295–297.

275 Rezension: Annalen, Februar 1807, S. 61–64; Schutzpockenfest: Vaterländische Blätter, 14. Juni 1808, Nr. 11, S. 84; Denkmal: Ebd., 27. Oktober 1813, Nr. 85, S. 512–514 sowie 30. Oktober 1813, Nr. 87, S. 515–517; zur Kuhpockenimpfung: Wolff, Maßnahmen, wie Anm. 71; Pammer, Michael: Vom Beichtzettel zum Impfzeugnis. Beamte, Ärzte, Priester und die Einführung der Vaccination. In: Österreich in Geschichte und Literatur 39 (1995) S. 11–29.

276 Annalen, November 1804, Sp. 444: „dieser [Messmer] magnetisierte den ganzen Körper, jener [Schelling] die hohlen Köpfe"; Vaterländische Blätter, 2. Februar 1820, Nr. 10, S. 41; Schlegels Magnetismus: Stern, Carola: „Ich möchte mir Flügel wünschen". Das Leben der Dorothea Schlegel. Reinbek 1993, S. 293; vgl. auch sein magnetisches Tagebuch: Schlegel, Friedrich: Tagebuch [Über die magnetische Behandlung der Gräfin Le?niowska 1820–1826]; KFSA. Bd. 35. München [u. a.] 1979.

Wien erschienenen Zeitungen und Zeitschriften nachgewiesen werden. In der Folge sollen drei dieser Konflikte beziehungsweise Auseinandersetzungen, bei denen „Romantik" in Wien eine Spur hinterließ, näher behandelt werden: 1. das Eintreten Friedrich Schlegels für die Verwendung der Frakturschrift 2. die wechselseitigen Versuche einer Vereinnahmung der Orientalistik 3. die Auseinandersetzung um das Vermächtnis eines Literaten namens Joseph Köderl.

4.3.1. „teutsche" versus „französische" Lettern

Abb. 5: Titelblatt des „Deutschen Museum" (Ausschnitt)

Zunächst ein Ausflug in die Geschichte der Typographie: In den Jahren 1812 und 1813 gab Friedrich Schlegel in Wien die Zeitschrift „Deutsches Museum" heraus.[277] Im Jahr zuvor war er von seiner Tätigkeit als Redakteur des „Österreichischen Beobachters" abgelöst worden; er befand sich, wie zumeist, in einer sehr kritischen finanziellen Situation. Im Gegensatz zu den früheren Zeitschriften Schlegels handelte es sich beim „Deutschen Museum" nicht ausschließlich um die Zeitschrift einer literarischen Partei, sondern um ein Projekt, das eher integrierend wirken sollte, in dem auch romantik-kritische Positionen vertreten wurden. Gemeinsamkeit war eine Ablehnung von Napoleon und des Antichristlichen; ein wichtiger Schwerpunkt war die Beschäftigung mit altdeutscher Literatur. Friedrich Schlegel schrieb damals nicht ohne Ironie an seinen Bruder in einem Brief, dass „in der deutschen Literatur […] jetzt ein wahres Treibjagen nach dem Altdeutschen und Altnordischen" herrsche[278], und das „Deutsche Museum" mit seinen Artikeln über das „Nibelungenlied", die „Edda", die Gedichte auf Karl den Großen, Chroniken und altnordischen, den griechischen doch ebenbürtigen Mythen war Teil dieser Bewegung.

277 Zum „Deutschen Museum": Part, Franz: Monographie über die Wiener Zeitschrift „Deutsches Museum". Dissertation Universität Wien 1935; Behler, Zeitschriften, S. 100–146.

278 Brief Friedrich Schlegels an August Wilhelm Schlegel, Wien 1. August 1812. In: Walzel, Oskar (Hrsg.): Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm. Berlin 1890, S. 532 f., hier 533.

An dieser Stelle interessiert jedoch ein kurzes Plädoyer von Friedrich Schlegel für die Verwendung sogenannter deutscher Lettern – das heißt von Frakturschrift – für den Buchdruck.[279] Schlegel nahm damit an einer bereits einige Jahrzehnte andauernden Debatte teil, ob die Verwendung der Antiqua für Texte in deutscher Sprache angemessen wäre oder nicht.[280] Manche Aufklärer, zum Beispiel Wieland, traten für die Antiqua ein, unter anderen mit den Argumenten, dass die Fraktur im Ausland als „gothisch", als rückständig wahrgenommen würde und dass sie die Rezeption deutschsprachiger Literatur erschwere, da die nicht deutschsprachigen Leser nicht nur eine neue Sprache, sondern auch eine neue Schrift erlernen müssten; Wieland sollte seine Auffassung einige Jahre vor seinem Tod noch ändern.[281] Friedrich Schlegel lehnte die Verwendung der Antiqua beziehungsweise, wie es zeitgenössisch hieß, der „lateinischen" oder aber „französischen" Lettern ab: Diese wären gerade für die vielen großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter ungeeignet, würden ein Buch „häßlich" und „widerwärtig" machen und die Lektüre erschweren. Während die lateinischen oder französischen Lettern in ihren Formen zum Großteil geradlinig oder rund gebogen seien, schroff und scharfwinklig, hätten die deutschen Lettern mehr kleine Ecken, seien in ihrer Form schärfer aber auch mannigfaltiger, wären kunstreich verziert wie altdeutsche Werkzeuge und Gerätschaften, die sich doch so stark von den neumodischen Möbeln unterschieden. In ihnen herrsche „deutscher Styl und Kunstgeist", gerade die Großbuchstaben hätten Ähnlichkeit mit der altdeutschen, der sogenannten gothischen Baukunst[282], womit Schlegels Argument die aufklärerische Einschätzung der Fraktur übernahm, aber ins Positive wendete.

Die Auseinandersetzungen um Romantik lassen sich somit auch am Schriftbild der Zeitschriften darstellen: Während Zeitschriften, die eher der romantischen Schule zugerechnet wurden, wie z. B. der „Prometheus" oder eben das „Deutsche Museum", in Fraktur erschienen (vgl. Abb. 2 und 5), wurden die romantik-kritischen „Annalen" in der Zeit von 1802 bis 1809 in Antiqua gesetzt (vgl. Abb. 3). Selbst bei botanischen Werken behält diese

279 Schlegel, Friedrich: Zusätze des Herausgebers. In: Deutsches Museum, 1812, Bd. 3, S. 128–139.

280 Heiderhoff, Horst: Antiqua oder Fraktur? Zur Problemgeschichte eines Streits. Frankfurt am Main 1971; Killius, Christina: Die Antiqua-Fraktur Debatte um 1800 und ihre historische Herleitung (= Mainzer Studien zur Buchwissenschaft 7) Wiesbaden 1999.

281 Killius, Antiqua-Fraktur Debatte, wie Anm. 280, S. 153 f., 166, 191, 394–399.

282 Schlegel, Zusätze, wie Anm. 279; „häßlich" und „widerwärtig": S. 130, „deutscher Styl und Kunstgeist": S. 132.

Unterscheidung Gültigkeit: Die Flora des Spätaufklärers Schultes wurde in Antiqua gesetzt, während die romantisierenden Beschreibungen in der Flora des Leopold Trattinnick in Fraktur erschienen.[283] Gleichwohl darf diese Opposition nicht überstrapaziert werden: In den Jahren zuvor waren manche Texte von Friedrich und August Wilhelm Schlegel sehr wohl in Antiqua erschienen, nicht immer mit deren Zustimmung[284], und Zeitschriften wie das „Sonntagsblatt" oder die „Vaterländischen Blätter" erschienen in Fraktur (vgl. Abb. 1 und 4). Friedrich Schlegel wiederum trat für die durch den Verleger Unger begonnene Erneuerung der Fraktur ein.[285]

4.3.2. Die Orientalistik

Die heftigen Auseinandersetzungen, die es um Romantik gab, lassen sich demnach an anschaulichen Details festmachen; sie lassen sich auch unter Verwendung von Textsorten nachzeichnen, die als eher peripher zu bezeichnen sind, so etwa anhand von Zeitschriftenankündigungen: Im Jahr 1809 erschien erstmals die Zeitschrift „Fundgruben des Orients", an deren Spitze der Orientalist Joseph Hammer, bekannter unter seinem späteren Namen Hammer-Purgstall, stand.[286] Es wurde in Wien genau beobachtet, dass Friedrich Schlegel Mitte Jänner 1809 an zumindest einem, die Zeitschriftenherausgabe vorbereitenden Treffen teilgenommen hatte.[287] Sein Buch über die Sprache und Weisheit der Inder war erst im Jahr zuvor erschienen und auch in der Habsburgermonarchie rezipiert worden, im Übrigen eher positiv.[288] Mittler-

283 Siehe den Beitrag von Marianne Klemun in diesem Band.

284 Vgl. u. a. Brief August Wilhelm Schlegels an Carl von Hardenberg, Coppet 7. Juni 1807. In: Körner, Josef (Hrsg.): Briefe von und an August Wilhelm Schlegel. 2 Bände. Zürich/Leipzig/Wien 1930. Bd. 1, S. 204 f. sowie Kommentar; Bd. 2, S. 90.

285 Siehe auch: Killius, Antiqua-Fraktur Debatte, wie Anm. 280, S. 429–440.

286 Zu Hammer-Purgstall: Reichl, Sepp: Hammer-Purgstall. Auf den romantischen Pfaden eines österreichischen Orientforschers. Graz/Wien 1973; Fück, Johann: Die arabischen Studien in Europa bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts. Leipzig 1955, S. 158–166.

287 Die orientalische Gesellschaft in Wien. In: Vaterländische Blätter, 14./17. Februar 1809, Nr. 11/12, S. 84–86.

288 Siehe die kurze Bemerkung in: Neue Annalen der Literatur des oesterreichischen Kaiserthumes, August 1808, S. 92: „Sein [August Wilhelm Schlegels] Bruder Friedrich scheint sich, nach seiner neuesten Schrift über die Sprache und Weisheit der Indier zu urtheilen, von den leeren Grübeleyen ziemlich frey gemacht zu haben."; eine Hammer-Purgstall zugeschriebene Rezension im „Prometheus" war geradezu euphorisch: J.: Über die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde von Friedrich Schlegel. In: Prometheus 1808, 5./6. Heft, Anzeiger für Litteratur, Kunst und Theater, S. 3–9; dazu siehe: Hauser, Rudolf: Die Zeitschrift „Prometheus" Wien 1808. Dissertation Universität Wien 1925, S. 130.

weile war aber die Skepsis gegenüber romantischer Indienbegeisterung so groß geworden, dass die Ankündigung der Zeitschrift in den „Annalen" darauf explizit Bezug nahm: Dort wurde auf die Wichtigkeit einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Orient gerade hinsichtlich der politischen und merkantilen Beziehungen hingewiesen und daher das Erscheinen der Zeitschrift begrüßt. Zugleich wurde aber bedauert, dass die nun „in Deutschland herrschende Philosophie" die alten Lehrsysteme der Inder verwende, um „die klaren Vernunfterkenntnisse mit gehaltlosen Spitzfündigkeiten und Phantastereyen zu verdunkeln". Gewiss habe dieses Bestreben „einer kindischen Phantasie, eines beschränkten Grübelsinnes" auch sein Gutes, da dadurch „der linguistische und historische Forschungsgeist aufgereitzt" würde. Die Hoffnung einzelner Schöngeister, die erstorbene Dichtungskraft der Europäer könne durch indische, persische oder arabische Gedichte wieder erweckt werden, teilte der anonyme Autor der Ankündigung nicht; und nicht zuletzt wurde betont, dass der „Genius des Orients", im Mittelalter „mit seiner Fackel die Finsternisse gothischer Barbarey" erhellt hätte.[289] So weit die romantik-skeptische Position; die konträre Position dazu findet sich ein Jahr später in der Beilage des „Österreichischen Beobachters", die damals gerade von Friedrich Schlegel redigiert wurde: Auch hier wurde die neue Zeitschrift angekündigt, allerdings mit der Bemerkung, dass „der letzte Zweck" des Studiums des Orients „das Göttliche", der „Geist des Orients" sein müsse; philologische, geographische und andere faktische Untersuchungen seien eine erste Grundlage, das Ziel der Bemühungen müsse aber „die Geschichte der Ideen" sein.[290] Auch hier wurde also die wissenschaftliche Beschäftigung einer eher „spiritualistischen" gegenübergestellt, nun aber der letzteren der Vorzug gegeben. Diese beiderseitige Vereinnahmung der Orientalistik lässt sich auch noch zehn Jahre später feststellen, als 1819 Joseph Hammer in den „Vaterländischen Blättern" gerade dafür gelobt wurde, dass er zu einer Zeit, in der sich in Theologie, Philosophie, Geschichte und Poesie Mystik einniste, in der das „Nibelungenlied" über Homer und Vergil gesetzt werde, dem geraden Sinn, dem gesunden Menschenverstand, der Aufklärung treu geblieben sei.[291]

---

289 Annalen der Literatur und Kunst in dem Oesterreichischen Kaiserthume, April 1809, Sp. 185–192, alle Zitate Sp. 185–187.

290 Österreichischer Beobachter, 1810, Beilage Nr. 1 (unpaginiert).

291 Vaterländische Blätter, Chronik der österreichischen Literatur, 15. Mai 1819, Nr. 39, S. 153 f.

4.4.3. Ein romantischer Zensor-Rezensent?

Eine ähnliche Bruchlinie lässt sich anhand der Nekrologe auf eine sehr interessante, wenn zugleich auch in Vergessenheit geratene Person feststellen, nämlich Joseph Köderl. Joseph Köderl war einer jener Zensor-Rezensenten in einer Person und gilt als hauptverantwortlich für die ablehnende Haltung der „Annalen" gegenüber der Romantik.[292] In einer von ihm verfassten, postum erschienenen Rezension von August Wilhelm Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur kritisierte er unter anderem, dass Schlegel darin „zu sehr Vorliebe für gewisse herrschende Ansichten"[293] gezeigt hätte; etwas umformuliert: Der Zensor wirft dem Autor vor, zu opportunistisch zu sein.

Und doch wurde Köderl nach seinem Tod im Jänner 1810 mit Romantik in Verbindung gebracht: zum Beispiel von Caroline Pichler, die einerseits mit Köderl eng befreundet war und in deren Salon viele der Bücherrevisoren und beamteten Schriftsteller verkehrten und die andererseits auch eine wichtige Schaltstelle für die Romantikerinnen und Romantiker in Wien war. Caroline Pichlers Nachruf erschien in der von Friedrich Schlegel redigierten Beilage des „Österreichischen Beobachters" und enthält folgende Passage: „Die neueste Literatur kannte er von Amtswegen, als Büchercensor und Revisor vollkommen. Ossian, sein Liebling, begleitete ihn auf seinen einsamen Fußreisen in die romantisch wilden Gebirgsgegenden, die er zuweilen im Spätherbst, wenn es seine Pflicht erlaubte, antrat […]."[294] In einem anderen Nachruf, anonym veröffentlicht in den „Vaterländischen Blättern", wurde gar behauptet, dass Köderl den Spötter und Theaterschriftsteller Samuel Foote sowie den von August Wilhelm Schlegel übersetzten Calderon sehr geschätzt hätte.[295] Die Replik der „Annalen" lautete: „Wir glauben dieß nicht." Denn Köderls Lieblinge seien Shakespeare, Hume und Swift gewesen; Calderon habe er kaum gelesen, und mit Ossian habe er sich nur „[i]n kritischer Absicht [beschäftigt]"; „dieses räthselhafte Product der Imagination und Empfindsamkeit" habe ihn nicht sonderlich beeindruckt. Stattdessen liebte er, so die „An-

292 Meißnitzer, Annalen, S. 42–45; Wurzbach, wie Anm. 51, Bd. 12, 1864, S. 208.
293 Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes, September 1810, S. 491.
294 Pichler, Caroline: Joseph Köderl (gestorben den 11. Jänner 1810). In: Österreichischer Beobachter, 1810, Beilage Nr. 5 (unpaginiert); wiederabgedruckt unter dem Titel: Zur Charakteristik des verstorbenen Herrn Joseph Köderl. In: Vaterländische Blätter, 27. April 1810, Nr. 96–103, S. 462 f.
295 Nekrolog für das Jahr 1810. Joseph Köderl. In: Vaterländische Blätter, 2. März 1810/6. März 1810, Nr. 59–61, S. 368 f.

nalen", Machiavelli und Hobbes. Allerdings: „In den letzten Augenblicken des Bewußtseyns stellte er, mit der größten Gemüthsruhe, Beobachtungen über einen Hang zum Schwärmen an, den er, seinem Ausdrucke nach, in seiner Gedankenfolge bemerkte; – es war das zunehmende Delirium des Fiebers, das ihn schnell tödtete."[296]

Conclusio: Romantik ist ein Virus, das selbst einen gestandenen josephinischen Beamtendichter, wie Grillparzer, oder den aufrechtesten Zensor, wie Köderl, befallen kann.

296 Nekrolog. In: Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes, Intelligenzblatt, April 1810, S. 114–116.